



Lücken im urbanen Raum

*Forschungen über Zeit in der Stadt
untersucht an Gstettn in Graz*

Lücken im urbanen Raum Forschungen über Zeit in der Stadt untersucht an Gstettn in Graz

Gstettnportraits auf 13 Plakaten und eine Broschüre mit Beiträgen, Rezepten, Skizzen und Fotos von:

Ursula Brosch

Magdalena Verena Felice

Heimo Halbrainer

Eva Maria Hierzer

Reni Hofmüller (Hg.)

Lisa Maria Köck

Brigitte Kratzwald

Verena Kuni

Renate Mihatsch

Walther Moser

Nicole Pruckermayr (Hg.)

Wolfgang Reinisch (Hg.)

Karin Reisinger

Helene Thümmel

Margit Zötsch

7

Reni Hofmüller, Nicole Pruckermayr

Vorwort

17

Magdalena Verena Felice

Oasen im Regelwerk

39

Verena Kuni

Die Gärten der Riesen

53

Eva Maria Hierzer

Gstettn zwischen Plan- und Randgebiet

73

Heimo Halbrainer

Gras drüber wachsen lassen

81

Brigitte Kratzwald

Perpetuum mobile oder vom Wert des Wertlosen

101

Karin Reisinger

Inseln am Festland: Mega-Gstettn Nationalparks

111

Appendix

Pflanzenglossar

Biographien

Abbildungsnachweis

Literaturtipps

Dank

Errata



Lactuca serriola
Kompass-Lattich

Der Kompass-Lattich ist essbar: die jungen Blätter von April bis Juli roh als Beigabe zu Salaten oder Gemüse; die jungen Blattstengel ohne Blätter als Gemüse; der getrocknete Wurzelsaft von September bis in den Winter als Kaugummi.

Vorwort

„Es gibt aber den Anfang nicht und es gibt das Ende nicht. Es gibt auch nicht diese Definition einer Gsettn nach dem Motto: Eine Gsettn ist: Abstrakt ist es ganz klar. Solange du mich nicht fragst, weiss ich, was es ist.“¹

Freiraum, Restfläche, Leerstand, Baulücke, Brache etc. Dieser Ort innerhalb einer geplanten Stadt wird umgangssprachlich als Gsettn bezeichnet. Er könnte das Gegenteil gestalteter Plätze / Räume sein. Aber „nicht designed“ wäre Natur. Was also ist der Unterschied? Gsettn ist auch unbeabsichtigt. Natur ist nicht unbeabsichtigt. Was auf einer Gsettn geschieht, mag unbeabsichtigt sein, der Platz selbst kann so gewollt sein.

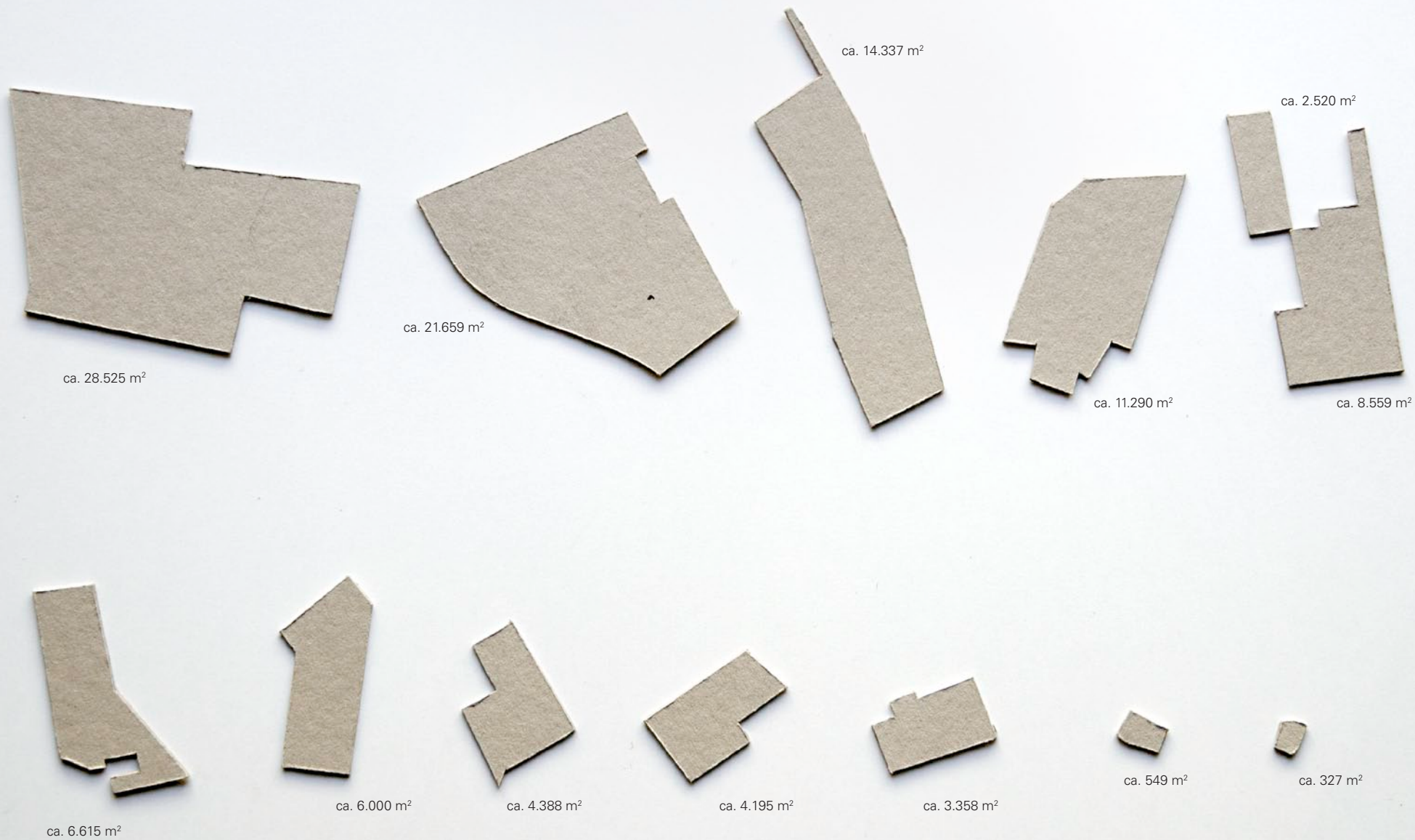
Nicht nur in Graz leben wir in einer durchgestalteten Umgebung: Rationalismus, Regeln, Anweisungen, Regulierungen, Standards, um eine komplexe Welt am Laufen zu halten. Andererseits haben wir romantische Bedürfnisse nach dem Nicht-Geordneten – der Gsettn. Es scheint so zu sein, als wären Gsettn ein guter Treffpunkt, wo viele Interessen zusammenkommen, sich überlappen. Ein Thema, ein Ort, sowohl ein realer als auch ein vorgestellter.

Was ist Stadt, Urbanität, es geht um Platz, um Gestaltung, was ist frei, oder wild? Die Gsettn wird in der Stadt von

Personen besucht, gesehen oder ausgeblendet, Menschen treffen sich hier. Und sie ist Protagonistin einer Metaebene von kulturwissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher, ökonomischer, stadtplanerischer, künstlerischer usw. Bedeutung.

Die an dieser Publikation beteiligten Personen forschen in Listen, in Überblicken, in Annäherungen. Das Auflisten, der Versuch, über Listen der Dinge habhaft zu werden, sie greifbar zu machen, sich einen Überblick zu verschaffen. Sie arbeiten in Zeichnungen, in Herbarien, in theoretischen, erzählerischen oder listenhaften Texten. In Montagen. Historische Dinge, die man findet, die Zukunftsperspektiven zeigen oder überhaupt erst ermöglichen, die Gegenwart zu verstehen. Makroaufnahmen und Mikroaufnahmen, Suche über die flanierende Annäherung genauso wie über das Hineinzoomen in Googlemaps und digitale Stadtpläne, wo sich das Erforschen vom Arbeitstisch aus erledigen lässt.

Jede Person bringt einen eigenen Forschungsstil mit ein und teilt diesen mit den anderen. Dieser interessante Gemeinschaftsfaktor zeigt sich auch in der Mischung der beteiligten Personen und deren Beiträgen. Einzelne Ansätze, über die Gsettn nachzudenken, gibt es mit Gewißheit mehr als hier versammelt sind. Auch die Struktur würde



mit anderen Beteiligten wiederum ganz anders aussehen. Was wie eine Selbstverständlichkeit klingt, ist vergleichbar mit dem, was auch eine Gstettn ausmacht: eine Gstettn ist eine Gstettn. Wir suchen, finden und benennen – beziehungsweise wollen wir genauer darüber sprechen, über die Unterschiede, über die Charaktere, aber auch über Systeme und Definitionen.

Die Stadt Wien hat den Wert von Gstettn für ihre Bewohner*innen erkannt und publiziert bereits in 4. Auflage eine Broschüre mit einer Einleitung, einem Stadtplan und Beispielen. *Am Anfang war die Gstett'n. Wiener Stadtwildnisflächen*. Zusätzlich kümmert sich die Abteilung MA22 (Umweltschutz) um Zwischennutzungen von Baulücken.

In unserer künstlerisch / interdisziplinär angelegten Untersuchungsreihe wollen wir etwas Ähnliches für Graz vorschlagen, das auch auf andere Orte übertragen werden kann. Das bedeutet nicht, einen Zwischennutzungsplan für Gstettn in Graz zu erstellen und sie damit zu instrumentalisieren, sondern sich, angeregt durch unsere Beschäftigung mit gsettigten Freiräumen als Gedankenexperimente, zum Zeitvertreib, als Erntefläche, Beobachtungsort, Abkürzungsweg oder einfach als Lust an der Freude, näher auseinander zu setzen.

Das Forschungsteam setzt sich aus einem Kernteam von Gstettierenden und einer lose vernetzten Gruppe zusammen, die mit uns gemeinsam diese Sammlung erarbeitet haben. 15 Künstler*innen, Natur- und Geisteswissenschaftler*innen und Expert*innen aus Städteplanung /

Architektur und Ökonomie haben sich – eingebettet in die Zeit- und Stadtfor-schungen des *Time Inventors' Kabinet* – mit unseren und anderen Gstettn beschäftigt.

Arbeitsprozess

Wir entscheiden uns, eine Sammlung temporärer Gstettn in Graz anzugehen und nicht nur der offensichtlichen dort vorkommenden Botanik Wertschätzung entgegenzubringen, sondern das Phänomen Gstettn auch von seiner kulturellen Bedeutung her zu bearbeiten. Die verschiedenen Analyseverfahren werden diskutiert, miteinander verbunden, fallweise für eine Forschungsfrage ausgesucht. Dabei ist die Temporalität, die Flüchtigkeit der Gstettn reizvoll, aber auch herausfordernd, weil während der Recherchephase einige der flüchtigen Flächen bereits wieder einer bestimmten und benennbaren Nutzung zugeführt werden. Wir durchwandern die Stadt auf verschiedenen Ebenen, in verschiedenen Geschwindigkeiten, und sammeln Material. Wissen, das miteinander verbunden wird. Die Materialbeschaffungs- und Vernetzungsphase begann im Sommer 2010 und wurde im Winter 2011/2012 abgeschlossen, die Umsetzung erfolgt(e) 2012 in mehreren Schritten, wovon ein wesentlicher diese Publikation ist.

Anmerkung

1. aus einem Arbeitsgespräch im Dezember 2011, Reni Hofmüller, Brigitte Kratzwald, Walther Moser, Nicole Pruckermayr

Beteiligte Personen:

Ursula Brosch, Botanikerin und Kunsthistorikerin: Pflanzenanalyse, Herbarium, Pflanzenglossar, Gstettnportraits, Kernteam
Magdalena Verena Felice, Kunsthistorikerin: Textbeitrag
Heimo Halbrainer, Zeithistoriker: Textbeitrag
Eva Maria Hierzer, Stadtforscherin und Architektin: Textbeitrag
Reni Hofmüller, Künstlerin: Projektleitung, Schülerinnenprojekt mit der HLW Schrödinger, Gstettnportraits, Textbeiträge, Fotos, Gstettngespräch, Kernteam
Lisa Maria Köck, Schülerin: Textbeitrag
Brigitte Kratzwald, Sozialwissenschaftlerin und Commons-Aktivistin: Textbeitrag, Gstettngespräch
Verena Kuni, Kunst- / Medien- / Kulturwissenschaftlerin: Textbeitrag
Renate Mihatsch, Künstlerin: Fotos, Gestaltung der Publikation, Kernteam
Walther Moser: Notizen, Skizzen, Gstettngespräch
Nicole Pruckermayr, Künstlerin und Assistentin an der TU Graz am Institut für Zeitgenössische Kunst: Kunstprojekt im öffentlichen Raum mit Studierenden, Bachblütenzeichnung, Gstettnportraits, Textbeiträge, Fotos, Gstettngespräch, Kernteam
Wolfgang Reinisch, Architekt: Gstettnportraits, Textbeitrag, Fotos, Kernteam
Karin Reisinger, Raum- und Architekturforscherin: Textbeitrag
Helene Thümmel, Künstlerin: Gstettnportraits, Fotos, Zeichnungen, Kernteam
Margit Zötsch, Biologin, Spezialistin für Wildkräuter und -gemüse: Rezepte



Lepidium virginicum
Virginien-Kresse

Virginien-Kresse ist essbar: das Kraut von April bis Mai für Salate, Kochgemüse, Kräutersauce; die Früchte von August bis September zum Aromatisieren von Essig.

Oasen im Regelwerk

Das Kunstprojekt zu den Gstettn in Graz hat die brachliegenden Flächen der Stadt, in denen die Natur zumindest temporär wachsen und wuchern kann wie sie möchte, zum Gegenstand. Es ist ein Projekt, das zunächst schwer fassbar ist, weil es aus unabhängigen Teilbereichen besteht. Es scheint sich auch zwischen unterschiedlichen Kategorien und Traditionen zu bewegen und entzieht sich gleichzeitig weitgehend traditioneller Repräsentations- und Präsentationsformen. Klar ist Landschaft oder Natur der Gegenstand oder zumindest das Anschauungsmaterial der künstlerischen Auseinandersetzung bzw. Untersuchung. Aber wie kommt es dazu, dass man so mit einem Gegenstand / Thema arbeitet? Worum geht es eigentlich in dem Projekt? Aus welchen Motiven entsteht es, und welchen Traditionen folgt es?

Die Thematisierung von Natur und Landschaft hat in der bildenden Kunst immer auch etwas mit dem Verhältnis des Menschen zu Natur und Landschaft zu tun. Mythische, religiöse und philosophische Weltanschauungen prägen die Darstellungen ebenso wie die Nähe oder Entfremdung des Menschen zu seinem natürlichen Umfeld. So ist beispielsweise die Darstellung von Natur abseits ihrer untergeordneten

Funktion in erzählerischen Zusammenhängen im christlichen Mittelalter, das Natur als göttliche Schöpfung begreift, nur als Verweis auf die Schöpfung, als Darstellung des Paradieses denkbar. Ist mit Natur nicht das Paradies gemeint, so ist sie Sünde und damit nicht abbildungswürdig. Die Schönheit der irdischen Landschaft wird erst mit dem Aufkommen des Humanismus und der damit zusammenhängenden Hinwendung zur naturwissenschaftlichen Erforschung der Welt zum bildwürdigen Gegenstand. Und der Verlust alter Ideale durch die Aufklärung führt in der Romantik zu Beginn des 19. Jahrhundert zur Suche nach transzendentalen Bezügen in der Natur, die als Quelle leidenschaftlicher Gefühle und als metaphysische Dimension wahrgenommen wird. Die Kunst soll Utopien sichtbar machen, und ein neues Leit- und Idealbild herstellen.

Desgleichen nimmt der Stand der Technik und Wissenschaft Einfluss auf das Wie und Warum Natur und Landschaft Gegenstand der Kunst werden. Die Entdeckung der Linear- und Luftperspektive in der Renaissance ermöglicht erstmals die Darstellung von Landschaft als Raumkontinuum. Der Merkantilismus, das verstärkte Reise- und Verkehrsaufkommen, sowie

die Fortschritte in der Kartographie und überhaupt die Kartierung von Land und See zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert bestärken das Interesse an unterschiedlichen Landschaftsdarstellungen im Allgemeinen, an Überblicksdarstellungen, Veduten und topographischen Ortsansichten im Speziellen. Zudem geht die Vogelperspektive direkt auf die Kartographie zurück. Die Erfindung der Fotografie im 19. Jahrhundert entlastet schließlich die Malerei – und somit auch die Landschaftsmalerei – von ihrer mimetischen Funktion und bringt neue Blickpunkte ein, wie etwa auch Mikro- oder Makroansichten.

Und zu guter Letzt besitzen viele Landschaftsdarstellungen und künstlerische Arbeiten, die Natur oder Landschaft zum Gegenstand haben, eine politische oder gesellschaftliche Dimension. Sei es im Sinne der Demonstration von Machtansprüchen, im Sinne des sichtbar Machens von Freiheitsgedanken und Sehnsüchten oder im Sinne von Gesellschaftskritik oder Kritik am Umgang mit dem natürlichen Umfeld und den natürlichen Ressourcen.

Auch das Projekt zu den Gstettn in Graz hat mit dem Verhältnis des Menschen zu Natur und Landschaft – wozu auch die Stadtlandschaft zählt – zu tun. Auch hier ist die Zeit, in der es entsteht, sind wissenschaftliche Erkenntnisse, technische Möglichkeiten und künstlerische Strategien der Zeit prägend und politische oder gesellschaftskritische Dimensionen fließen ein.

Wir leben in einer Zeit, in der das menschliche Leben und damit die menschliche Umgebung immer stärker

kontrolliert werden. Vor allem in der Stadt geben vorwiegend Kapital und Konsum vor, wo und wie man sich bewegt und was man tut. Arbeitswelt, Orte des Konsums, Unterhaltungs- und Freizeitindustrie bestimmen zunehmend die funktionale Nutzung des Raumes, der immer dichter genutzt und damit reglementiert wird. So wird z.B. das Spielen auf Parkplätzen immer öfter verboten, dafür werden eingezäunte Spielplätze mit TÜV zertifizierten Spielgeräten zur Verfügung gestellt. Von diesem Prozess ist auch die Natur nicht ausgenommen. In den Städten werden Bäume zur Begrünung oder Beschattung gepflanzt oder, wenn sie stören, gefällt. Rasen werden zum Betreten oder nur zum Anschauen gesät und gemäht oder in Matten aufgelegt und Unkraut wird entfernt. Am Land steht die wirtschaftliche Nutzung der Natur im Vordergrund.

Befasst sich eine Gruppe von Leuten nun mit den Gstettn einer Stadt, so befasst sie sich mit den „weißen Flecken“ innerhalb einer kontrollierten Umwelt. Gstettn sind, wie gesagt, brachliegende Flächen. Es sind öffentliche oder private Bereiche, in die der Mensch mehr oder weniger lange Zeit weder pflegend noch gestaltend eingreift. Es sind Orte von unterschiedlichsten Dimensionen, die sich selbst überlassen sind und in denen eine sogenannte „Ruderalvegetation“ wachsen und wuchern kann wie sie möchte – bis sie wieder von Menschen genutzt, bebaut oder gestaltet werden. Es sind Orte, die aus dem Regelwerk des kontrollierenden und kontrollierten, konsumorientierten städtischen Lebens – obwohl mittendrin – ausgenommen sind. Fast sind es unsichtbare Orte, weil sie entweder durch Plakatwände oder Zäune abgeschottet

sind, als Nutzfläche nicht wahrgenommen werden, der Zutritt teilweise verboten ist, oder zumindest auf eigene Gefahr erfolgt und ihre Existenz kartographisch nicht festgehalten ist.

Es geht also um die Beschäftigung mit Oasen im Regelwerk, um die Suche nach Freiräumen und, man könnte sagen, kleinen Abenteuern. Neugierde und Romantik, Forschergeist und Sehnsucht treffen hier zusammen. Die Natur an diesen Orten scheint als „wilde Natur“ wahrgenommen zu werden, deren Vielfalt fasziniert, auch wenn Narben vormaliger Nutzungen und ein liebloser Umgang in Form von Müll an den Orten oftmals sichtbar bleiben. Doch das Wuchern der Natur scheint Hoffnung zu geben, dass das Reglement nicht alles erfasst und dass Natur sich regenerieren kann. Ein gesellschaftskritischer Ansatz und die Nähe zu ökologischen Bewegungen sind evident.

Das Kunstprojekt zu den Gstettn in Graz ist damit in eine Reihe von künstlerischen Ansätzen und oft temporär angelegten Arbeiten zu setzen, die seit dem Ende der 1960er Jahre den Umgang des Menschen mit seinem natürlichen und urbanen Umfeld und dadurch mit sich selbst über die Verwendung von allgemein als dreckig, unnütz oder hässlich eingestuftem Pflanzen und organischen Materialien kritisch thematisieren. Beispielhaft zu nennen wäre etwa die Saatskulptur *Gras wächst* (1969) von Hans Haake, ein in den Kunstraum gesetzter, mit Winterweizen beplanter Erdhaufen als kritischer Kommentar des Künstlers auf die zunehmende Verdrängung und „Domestizierung“ von Grün in den Metropolen. Ines Doujak zeigt auf der

documenta 12 mit ihren *Siegesgärten* (2007) eine mit Rollrasen beplante und mit Samensäckchen mit weiblichen Pinups und Parolen bestückte Badewanne, ein Manifest gegen Gentechnologie und Frauenunterdrückung. 2010 pflanzte sie im Rahmen des Kunst-im-öffentlichen-Raum-Projekts *Schöner Wohnen* auf dem Areal einer Wohnhaussiedlung in Graz ein Beet mit sogenanntem Unkraut. Die Samen waren in Säckchen zu haben. Besonders zu erwähnen sind die Arbeiten von Lois Weinberger. Der Künstler setzt sich seit den 70er Jahren in seinen „ethnopoetischen“ Arbeiten kritisch mit dem Natur- und Zivilisationsraum auf der Grundlage von Unkraut auseinander und sieht sich dabei als Feldforscher. Von ihm stammt der *WILD CUBE* (1991-92), eine Torstahleinfriedung, die der Spontanbewachung überlassen wird und die *RUDERAL SOCIETY* (1991-92), eine Lücke im Stadtraum. 1993 reißt er in Salzburg mit der Arbeit *BRENNEN* und *GEHEN* einen 8x8 m großen Bereich im Asphalt auf, friedet ihn ein und überlässt ihn sich selbst bzw. erneut der spontan wachsenden Natur. Die Arbeit wird 1997 neben einer weiteren, in der der Künstler Neophyten aus Süd- und Südosteuropa als Metapher für Migrationsprozesse auf einem Bahngleis einpflanzt, auf der *documenta X* gezeigt. Daneben sind Ruderalpflanzen Ausgangspunkt für seine Zeichnungen, Fotos, Notizen, Objekte usw.

Doch es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen den oben beispielhaft genannten Kunstwerken und dem Grazer Projekt: die Implementierung von Arbeitsweisen, Strukturen und Technologien des digitalen Zeitalters auf allen Ebenen. Es ist

eine eigentümliche Verquickung von Analogem und Digitalem, wenn man so möchte, die das Grazer Projekt charakterisieren. Und es sind neue Kommunikationsformen, die sich in dem Projekt manifestieren. Fast scheint es, als ob das Ephemere und teilweise Unvorhersehbare, das der lebendigen, vegetabilen Natur an sich immanent ist und das schon die oben genannten Arbeiten charakterisiert, gerade im Internetzeitalter eine systemische Entsprechung gefunden hat. Im Gstettner-Projekt ist es als ein wesentlicher Aspekt integriert. Alles ist ständig im Wandel und in Bewegung. Gstettner (also die Untersuchungsobjekte selbst) verschwinden oder kommen hinzu und zeitversetzt, teilweise spontan entwickelte Teilprojekte fügen sich zu einem wachsenden Netzwerk zusammen. Dazu kommt eine prozessbasierte und basisdemokratische Rahmenstruktur, die auch sehr viele Formate im Internet prägt – von Blogs, Think Tanks und Foren, bis hin zu gemeinschaftlich geschriebenen Geschichten in RPGs oder Informationsplattformen, wie Wikipedia. Die Entwicklung von Ideen, Wissens- und Informationsanhäufungen werden in ihnen offengelegt und die Rollen von Autor*innen und Rezipient*innen im Bereich der Meinungsbildung und Information sind austauschbar. Gruppen formen sich, um gemeinsam an etwas zu arbeiten, um sich gemeinsam zu bilden, kreativ zu sein, zu diskutieren oder auszutauschen, und lösen sich wieder auf. Einzelne organisieren sich in verschiedenen Gruppen oder nehmen sporadisch an ihnen teil und vernetzen diese formell oder informell. Nach diesem Prinzip ist auch das Grazer Projekt zu den Gstettner organisiert.

Ausgangspunkt und zentraler Bestandteil des Projekts ist eine Sammlung digitaler Fotografien der einzelnen Gstettner, Überblicksfotos und Detailaufnahmen, die von verschiedenen Leuten, dem harten Kern des Projektes, nach jeweils eigenen Systemen, Vorlieben und Gesichtspunkten gemacht wurden. Ihnen kommt ein dokumentarischer Wert zu und sie ermöglichen es, die Orte zu klassifizieren und zu ordnen. Sie zeigen die Bandbreite an unterschiedlichen Gstettner, von einfach verwilderten Grundstücken mit oder ohne Bauruinen bzw. verlassenen Häusern, über aufgelassene Industriegelände, große Wiesen oder leere Bauflächen, bis hin zu Waldbereichen mit Höhlen oder kleinen Lücken im Asphalt eines Gehsteigs, die sich die Natur zurückerobert hat. Es gibt Fotos von gesammelten, leeren Zigarettenschachteln oder Taschentüchern, Fotos, die Glassplitter, Müll und andere Spuren menschlichen Lebens an den Orten zeigen, wie auch Detailaufnahmen idyllischer Flecken oder Pflanzenaufnahmen. Es ist ein Arbeitsarchiv der Orte, wie auch der Herangehensweisen für die Autor*innen und Rezipient*innen gleichermaßen und dient weiterer Recherche als Grundlage. In einer Googlemap der Stadt sind die Orte markiert.

Neben dem Archiv entstanden und entstehen weitere Projekte, die sich auf unterschiedlichste Weise mit den Gstettner befassen. Zwei davon zielten darauf ab, einerseits die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema zu vermitteln und andererseits gleichzeitig den Kreis derer, die sich kreativ mit dem Gegenstand der Gstettner auseinandersetzen, zu erweitern und dadurch neue Zugänge und Ausdrucksweisen im

Sammlung verflogener Gerüche



Gesamtprojekt zu ermöglichen und sichtbar zu machen. Diese beiden Teilprojekte dienten sozusagen der Vermittlung und Impulsgebung gleichzeitig, sie dienten der Erweiterung der Gruppe der Rezipient*innen wie auch der Autor*innen. Sie vermittelten den Teilnehmer*innen Möglichkeiten einer künstlerischen Beschäftigung mit der sie umgebenden Welt und gaben ihnen den Platz, ihre eigenen künstlerischen Zugänge im Gesamtprojekt zu integrieren.

Die Student*innen der Lehrveranstaltung *Entwerfen Spezialisierter Themen* am Institut für Zeitgenössische Kunst der Fakultät für Architektur an der TU Graz entwarfen unter dem Titel *Meine allerliebste Gstettn in Graz* elf Interventionen im öffentlichen Raum. Es entstanden u. a. eine Plakatwand, die eine emotionale Brücke zur dahinterliegenden Gstettn öffnete, ein Freilichtmuseum, das die an der betreffenden Gstettn gefundene Gegenstände beschilderte und die Qualität des Ortes damit kurzfristig änderte, oder eine Anleitung, um sich selbst leicht eine Gstettn, als „letzten, vielleicht wirklich freien Ort unserer Gesellschaft“ [Zitat aus der Werkbeschreibung] schaffen zu können. In einem Rundgang wurden alle Arbeiten der Öffentlichkeit präsentiert.

Daneben wurden in einer Kooperation des Kunstvereins ESC im LABOR und der HLW Schrödinger innerhalb von zwei Jahren mehrere Workshops, u.a. zu den Gstettn v.a. in Hinblick auf die Auseinandersetzung mit dem Thema Diversität abgehalten. Es entstanden Fotos, Filme, und Tonaufnahmen mit Geräuschen der Orte, Interviews und dergleichen. Dieses Material floss in eine Ausstellung ein. Die Dokumentation

der Kooperation wurde im Internet zugänglich gemacht.

Arbeiten Einzelner aus unterschiedlichen Fachbereichen ergänzen das Gstettn-Projekt um weitere Aspekte: Ein Herbarium gesammelter, getrockneter Pflanzen, in Rahmen gesetzt präsentiert wurden, die botanische Bestimmung gesammelter Pflanzen und nun das vorliegende Buch, das wieder weitere Impulse zur Auseinandersetzung bietet. Die Aufarbeitung der Geschichte einzelner Gstettn, das Sammeln von Kochrezepten mit Wildkräutern, die an diesen Orten häufig wachsen usw. Die Vernetzung mit dem europaweiten Kunstprojekt *Time Inventors' Kabinet* wurde gestärkt, Einzelkünstler*innen und Gruppen zusammengeführt, die zu dem Bereich „Zeit und Ökologie“ arbeiten und sich mit alternativen Zeitstrukturen v.a. in urbanen Biotopen beschäftigen.

Geht man nun wieder zurück zu den zu Beginn dieses Textes gestellten Fragen, worum es in dem Gstettn Projekt eigentlich geht, aus welchen Motiven heraus es entstanden sein mag und welchen Traditionen es folgt, kommt man also zu dem Schluss, dass es hier zwei Dinge zu unterscheiden gilt. Auf der einen Seite steht die Auswahl des Untersuchungsgegenstandes „Gstettn“ aus einem romantischen wie auch neugierigen und kritischen Bewusstsein heraus. Auf der anderen Seite steht die Entwicklung des Projektes selbst, seine offenen Strukturen, in denen ebensoviel Wert auf die Entstehung und informelle Prozesse sowie seine Funktion als Impulsgeber und Bewusstseinsanstoss für möglichst viele Leute, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen, gelegt

wird, wie auf die Präsentationen selbst. Inhaltlich folgt das Projekt den Werken, die seit den 60er Jahren Fragestellungen oder Forderungen kritischer und ökologischer Bewegungen thematisieren. Von seinem offenen Prozesscharakter her steht es aber v.a. der Tradition der sozialen Plastik eines Joseph Beuys nahe, der mit diesem Ausdruck die Erweiterung des Kunstbegriffes um gesellschaftsrelevantes Handeln abseits materieller Artefakte umschrieb und damit die Grenzen zwischen Kunst und Leben (v.a. auch der Wissenschaft) überwinden wollte. Sein Ausspruch „jeder Mensch ein Künstler“ ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Dass sich eine strukturelle Deckung der wild wachsenden Natur mit dem scheinbar wild wachsenden Gstettn-Projekt, das den Möglichkeiten des digitalen Zeitalters folgt, ergibt, mag zunächst nur in der Luft gelegen sein. Resultat ist jedenfalls ein kaleidoskopisches Bild, in dem sich Thema und Struktur decken und das trotz kritischen Ansatzes hoffnungsvoll aufzufordern scheint, die sich immer neu ergebenden, wenn auch kleinen Freiräume zu nutzen.



Artemisia vulgaris
Echt-Beifuß, Gewöhnlicher Beifuß

(Gänsekraut, Sonnenwendgürtel, St.Johanniskraut)

Der römische Schriftsteller Plinius erzählt, dass das Kraut vom Beifuß, an die Füße gebunden, keine Müdigkeit aufkommen lasse.

Nach mittelalterlichem Glauben konnte man den unter dem Haselstrauch lebenden Haselwurm fangen, wenn man ihn mit Beifuß bestreute. Aß man dann das Fleisch des schlangenartigen Tieres, so bekam man Macht über die Geister, konnte sich unsichtbar machen und erkannte die geheimen Heilkräfte der Pflanzen.

In der Traditionellen Chinesischen Medizin wird er so beschrieben: Er wirkt wärmend und vertreibt die Kälte.

Gewürz für fette Speisen wie Gänse- oder Schweinsbraten, rituell als Räucherwerk im Peyotekult, und als Medizin; Verwendung für Kräuterkissen, Inhaltsstoff von Magenbitter.

Die ganz jungen Triebe und Blätter dienen zum Würzen von allerlei Speisen, grobgehackt zu Eierspeisen. Die entblätterten Stengel mit Blütenköpfen verwendet man für fette Speisen wie Gänse- oder Schweinsbraten.

Wer Beifuß im Haus hat, dem kann der Teufel angeblich nichts anhaben.

Ein Strauss zur Kräuterweihe, als Räucherkraut zum Schutz gegen alle Mächte der Finsternis.

Gstettngespräch

Auszüge, 1. Dezember 2011

26

BK: Die wirkliche Produktivität, das, wo etwas wachsen / gedeihen kann, ist dort, wo die Marktwirtschaft nicht hinkommt, in den Nischen.

NP: Mhm. Am Anfang war das eben auch eine der Fragen, beschäftigen wir uns jetzt mit Gstettn oder mit der Brache? Was sind da die Unterschiede, was ist wasteland?

RH: Ja, und das ist was, das man auch nicht abschließen kann.

Dieses „Da war vorher schon was und da wird nachher was sein“, wie ein Scheinwerfer, den man kurz mal dahinlenkt und dann dorthin.

WM: Ich hab ja mal was gelesen über Zwischenräume in der Stadt, weil das ja immer mehr wird. Scheinbar ists ja so, dass je schneller die Bewertungs-, Verwertungs-, Entwertungszyklen gehen, desto mehr Zwischenräume entstehen, die entstehen dann als Betriebsunfälle des Kapitalismus.

NP: Wir haben in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Gstettn schon versucht, die auch irgendwie einzuordnen. Und das, worauf wir uns letztlich geeinigt haben, war, dass es irgendwann einmal eine Nutzung gegeben hat. Das muss auf alle zutreffen. Und ob das jetzt ein Obstgarten war, oder eine Fabrik, ist egal, aber es muss eine Nutzung gewesen sein, die für Menschen definiert war.

RH: Aus diesen mehr als hundert Gstettn haben wir ein paar ausgesucht, und dann mit dem Sammeln aufgehört. Es verändert sich laufend, neue entstehen, bestehende werden bebaut oder planiert. Alles ist sehr temporär, sehr flüchtig – Temporalität, die Jahrzehnte dauern kann – und trotzdem kann es eben auch sehr schnell gehen.

WM: Gstettn, meinem Verständnis nach, war immer etwas Abwertendes. Im ländlichen Raum haben wir auch Gstettn gehabt, aber das war immer etwas beim Haus, eher dahinter, war immer im Schatten. Da hat sich keiner drum gekümmert. Die Gstettn kanns immer geben, weil die Nachbarn wegzogen sind und das Haus ungenutzt ist und das Gras ist hochgeschossen. Die Gstettn war immer die Bedrohung für den Garten, die Flugsamen sind hineingekommen. Neben dem Salat ist das Unkraut hochgeschossen, Unkraut ist ja schlecht, also hat die Gstettn gemäht werden müssen. Auf den Nachbarn ist man böse, weil der die Gstettn hochschiessen lässt. Die Gstettn war etwas anderes als die Natur rundherum, – das ist alles schön, schöne Blumen – aber die Gstettn, die war meistens eine hochwachsende Wiese, die aber nicht die schöne Blumenwiese war, die man akzeptiert. Das war für mich als Kind immer so die Gstettn. In der Stadt ist es für mich auch so eine Zwischennutzung von hm, Spekulation eigentlich. Da sitzt schon irgendein Spekulant drauf. Das wächst so lang, bis das nächste bedrohliche Hochhaus oder Bürogebäude kommt, aber meistens ist es ein bisschen unheimlich. Und mit dem Stempel versehen: Eltern haften für ihre Kinder. Da steht auch meistens: Spielen verboten, grad das. Also, dass man die Gstettn für irgendetwas nutzt, das vielleicht spielerisch ist, eben genau nicht funktionalisiert ist.

BK: Gehörts nicht zu einer Gstettn, dass jeder hindarf, dass die Kinder dort spielen dürfen, dass dort Sandler übernachten, dass man dort ein Lagerfeuer machen kann, was auch immer. Und wenn es Naturschutzgebiet ist, dann hats ja den Aspekt eigentlich nicht mehr.

NP: Naja, aber wir haben ja ganz viele Gstettn gefunden, die gar nicht zugänglich sind, die sieht man von aussen nicht. Da sind Plakatwände, Zäune, man hat einfach die Ahnung, dass das eine irrsinnige Weite ist, man hat die Ahnung, dass da irrsinnig viel drinnen ist, was man da entdecken könnte, aber es ist wirklich nur von einer völlig abstrakten Ebene greifbar.

...

27

Meine allerliebste Gstettn in Graz – eine Querfeldeinbetrachtung

Ein Projekt des Instituts für Zeitgenössische Kunst



Abb. 04

Die Gstettn: Ort des Dazwischens, des Überganges, des Investments, des geplanten Vergessens, der Brache, der Erholung, aufgelassene Industrie- und Gewerbeareale, verfallene Gebäude mit ihren Grünräumen, Baulücken. Ungenutzte Freiräume gibt es auch in Graz. Innerhalb der Lehrveranstaltung „Entwerfen spezialisierter Themen“ für Architekturstudierende am Institut für Zeitgenössische Kunst der Technischen Universität Graz wurden nach freiem Gutdünken Gstettn in Graz gesucht, gefunden, analysiert und dafür Kunstprojekte entwickelt.

Die Geschichte und der Alltag der jeweiligen Gstettn an sich, das Rundherum und Daneben wurde recherchiert. Wer sind die Proponent*innen der Nutzung, welche Spielräume tun sich hier auf? Und wie kann man auf diese Umstände mit künstlerischen Mitteln reagieren? Aus dieser persönlichen Freiheit heraus ist eine sehr disperse Auswahl an Gstettn zustande gekommen. In allen Himmelsrichtungen und allen sozialen Lagen in Graz fanden sich Fokussierungen.

Es folgen exemplarisch einige Kurzbeschreibungen von ausgewählten Arbeiten und der jeweiligen Gstettn.

Nicole Pruckermayr

Beteiligt an der Lehrveranstaltung im Sommersemester 2011 waren: Vanessa Bauer, Robert Damm / Alexander Lienhart, Max von Breitenbuch / Katharina Wernig, Irene Feichter / Regina Monetti, David Kriechmair, Daniela List / Stefan Nuncic, Wojciech Nowak / Patryk Urbanczyk, Theresa Platzer / Rainer Straub, Matthias Printscher, Christopher Satler, Evelyn Schweiger, Evelyn Trickl,

Organisation und Abhaltung: Nicole Pruckermayr

Mitgestaltung und Unterstützung: Claudia Genger, Lisa Obermayer

Mei liabste Gstettn

Vanessa Bauer

Das Kunstplakat verwendet das Toilettenzeichen von Almhütten und gleichzeitig das grüne Herz der Steiermark, um eine Durchsicht durch die Plakatwand zu suggerieren.

Stark befahrene Straßen, wie es der Lendkai ist, werden oft abgeschottet – Werbeflächen sind willkommene Abschottungs- und Einkommensquellen. Vor allem an den großen Ein- und Ausfahrtstraßen der Stadt Graz werden Werbeflächen angebracht. Dies kann intensiver auf der rechten Muruferseite beobachtet werden, wo generell historisch bedingt vermehrt Durchzugsverkehr stattfindet. Obwohl die Gstettn relativ nahe zur Kern-Innenstadt liegt und direkt an das Areal rund ums Kunsthaus anschließt, hat die Verschönerungswelle ausgehend vom Kulturhauptstadtjahr 2003, diese Gstettn nicht erreicht.



Freilichtmuseum Eggenberg 79

Robert Damm / Alexander Lienhart

Die Gstettn wird so genommen, wie sie ist, aber musealisiert. Fundgegenstände werden belassen und gleichzeitig instrumentalisiert, die Gegenstände erzählen Geschichten. Das Freilichtmuseum ermöglicht den Besucher*innen Fundstücken mehr Beachtung zu schenken und das Vorhandene intensiver zu rezipieren.

Zwischen dem ehemaligen Bürogebäude des Gürtelturmes und einem mehrgeschossigen Wohnbau erstreckt sich dieses große Areal. Plakatwände schotten die Gstettn vom Eggenberger Gürtel ab. Pläne gab es bereits einige, aber viele und auch große Brachen liegen an der Grazer Hauptverkehrsstraße ...

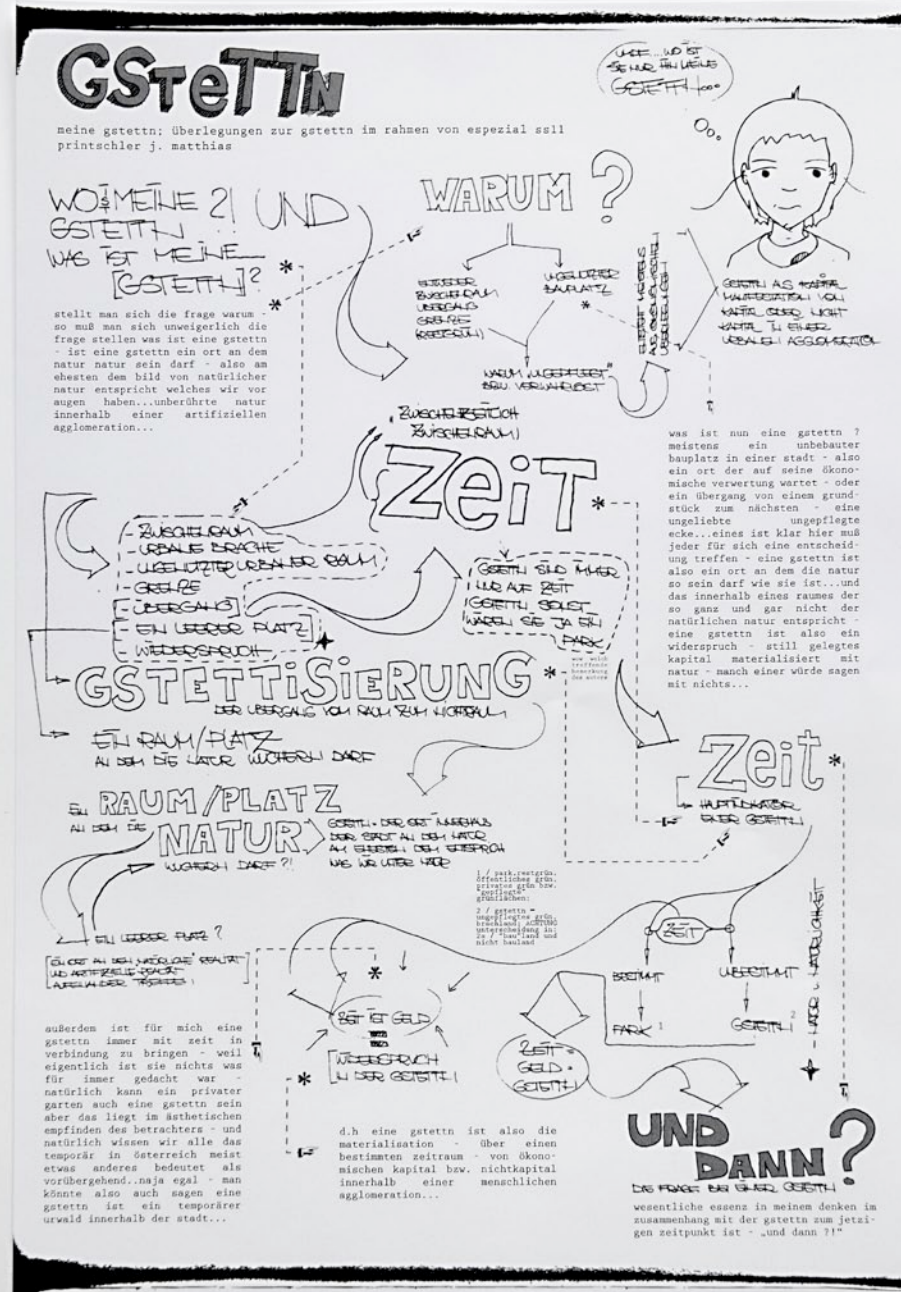


Theresa Platzer / Rainer Straub

34



Matthias Printschler



***Erigeron canadensis* (*Conyza canadensis*)**
Kanada-Berufkraut

Erigeron agris, auch Beschreikraut oder blaue Dürrwurz genannt.

Eine Gruppe zauberwidriger Pflanzen sind die Beruf- oder Beschreikräuter, sie schützen vor Verhexung, bereits berufene oder beschriene Menschen und Tiere können geheilt werden. Berufkraut wirkt entzündungshemmend, blutstillend und findet auch Verwendung in der Homöopathie. Früher hängte man es in den Stall, Kleinkinder wurden im Absud gebadet.



Die Gärten der Riesen

In diesen Gärten wächst eine andere Zeit. Eine Zeit, von der wir nicht wissen. Und von der die Menschen vielleicht niemals wissen werden. Am wenigsten jene, die von sich sagen wollen, dass sie die Besitzer*innen dieser Gärten sind.

Irgendwann einmal müssen sie beschlossenen haben, hohe Zäune und Mauern um die Gärten zu ziehen. So, dass sie niemand mehr betreten und auch niemand mehr hineinsehen kann. Die Menschen sollen vergessen, dass es diese Gärten überhaupt gibt.

Denn eigentlich wären sie ja leicht zu finden. Viele von ihnen liegen mitten in der Stadt, andere an ihren Rändern. Auf wieder andere kann man stoßen, wenn man entlang der Felder oder durch die Wälder geht. Aber man sieht sie natürlich nicht. Was man sieht sind die Zäune und die Mauern. Vielleicht. Wenigstens für eine gewisse Zeit. Denn irgendwann beginnen sie ebenfalls, unsichtbar zu werden. Nicht etwa, weil sie sich auflösen und verschwinden würden, sondern weil es scheint, als seien sie schon immer da gewesen.

Man könnte also sagen, dass diese Gärten Un-Orte sind. Nicht: Nicht-Orte. Denn anders als jene handelt es sich nicht um Zonen des Transits. Vor allem aber um Zonen des Entzugs. Ihre Bewegung ist nicht unsere Bewegung, wir nehmen bestenfalls einen Stillstand wahr, von dem wir zugleich ahnen, dass er eine Täuschung ist. Es sind Orte, die aus unserer Zeit heraus gefallen sind. Aber sie haben natürlich ihre Geschichte, eine Geschichte, die sich ihnen eingepägt und eigene Wurzeln geschlagen hat. Ein eigenes Leben. Eine eigene Zeit. Das Unheimliche ist ja gerade, dass diese Orte ein Eigenleben besitzen, das in unseres hereinragt, ohne dass wir uns dessen bewusst sind.

Vielleicht müsste man daher besser von „An-Orten“ sprechen. „An-“ in Anlehnung an das griechische „αν“: Orte ohne das, was Orte in unserer Wahrnehmung erst zu Orten macht. Orte ohne Eintrag auf den Karten, die wir mit uns führen, in der Tasche oder im Kopf. Wobei es sich gerade nicht um „Weiße Flecke“, im klassischen Sinne handeln würde. Weil wir ja längst

Sammlung verdeckter Beobachter



Abb. 05

gelernt haben, dass diese Orte für uns unsichtbar sein und bleiben sollen. Ganz so, als existierten sie nicht.

Aber sie sind natürlich doch: Da. Als unseren Blicken entzogene, unzugängliche Zonen können sie jederzeit wieder auftauchen und in unsere Reichweite geraten. Es ist ein merkwürdiger Moment, wenn das geschieht. Verstörend wie ein jähes Erwachen, der Einbruch einer Erinnerung an etwas, das längst vergessen schien. Eine unerwartete Begegnung. Ein Riss in der Zeit.

Mit einem Mal stehen wir vor einer Mauer. Einem Zaun. Einem Ort, den es bis dahin nicht auf unserer Karte gegeben hat. Schon möglich, dass sich eine Lücke oder ein Loch finden lässt, durch das man hindurch spähen kann. Und vielleicht entdecken wir, wenn wir dem Begehren, mehr zu sehen, folgen: Vor uns haben bereits andere den Garten entdeckt. Stossen auf Spuren, die sie hinterlassen haben. Spuren abwesender Anwesenheit und Spuren anwesender Abwesenheit. Die Zeit steht hier also tatsächlich nicht still. Und doch wird es niemals unsere sein.

Oder wollen wir es wagen, einzudringen? Selbst wenn wir uns dagegen entscheiden, werden wir feststellen, dass etwas von uns Besitz ergriffen hat. Etwas, das uns niemals gehören kann. Dass wir deshalb aber umso mehr begehren. Für ein Zurück ist es in diesem Moment längst zu spät.

Was also tun? Die Antwort auf diese Frage ist, dass es keine gibt.

Anders als im Märchen mögen die Riesen zwar selbstsüchtig sein. Aber selbst wenn ihnen die Gärten gehören sollten, haben sie doch niemals für sie geblüht. Anders als im Märchen herrscht auch kein

ewiger Winter in diesen Gärten, sobald eine Kette vors Tor gelegt wird, die Mauern höher gezogen und die Löcher in den Zäunen verschlossen werden. Möglich, dass Kinder durch Lücken in den Zäunen schlüpfen, um in den Gärten zu spielen. Oder dass hier jemand eine Zeit lang wohnt. Und dass, wer auch immer in die Gärten eindringt, von den Riesen vertrieben wird. Anders als im Märchen werden sie die Gärten jedoch niemals öffnen, nur damit es wieder Frühling wird. Anders als im Märchen werden sie altern und sterben, ohne erlöst zu werden. Möglich, dass es ihre Gärten dann längst nicht mehr gibt.

Überhaupt wäre es möglich, dass es diese Gärten nie gegeben hat. Weil sie nur außerhalb unserer Wahrnehmung existieren. Im selben Moment, da wir sie entdecken, verändern sie sich. Und sie verschwinden wieder. Sobald sie der Blick eines Menschen trifft. Sobald sie der Fuss eines Menschen betritt. Der nicht bereit ist, seine Zeit zu verlassen. Denn in diesen Gärten wächst eine andere Zeit. Eine Zeit, von der wir nicht wissen. Und von der die Menschen vielleicht niemals wissen werden.

Solidago canadensis
Kanada-Goldrute

Der Ursprung der Goldrute liegt in Nordamerika, wo sie als Heilpflanze von Indianern geschätzt wurde, sie dient als Futter für Bienen. Im Volksglauben hieß es, sie diene als Wünschelrute, um Gold zu finden. Hildegard von Bingen: die Brühe, darin dies Kraut gesotten, heilt alle Wunden des Mundes und Halses, damit gewaschen und gegurgelt. Das gepulverte Kraut, mit Essig begossen und wieder getrocknet, ist noch besser und kräftiger. Bekannt ist sie als Nieren- und Blasenkraut, das in keinem Blasentee fehlen sollte, auch im Blutreinigungstee; immer dann gut, wenn der Körper Wasser angesammelt hat. Nierenfunktionsunterstützung; auch als Rheumatee und Haarspülung für blondes Haar. Verwendung: die jungen Triebe von April bis Juli als Salate und zu Gemüsegerichten; die Blätter von April bis Juli, die Blüten von Juli bis Oktober für Teegetränke.



Man muss nur die Augen offen halten, es gibt genug davon

Eine Kooperation der ESC mit der HLW Schrödinger

Von 2010 bis 2012 arbeiten die ESC und eine Klasse der HLW Schrödinger unter dem Titel „Diversität“ zusammen. Die Zusammenarbeit zwischen dem Kunstverein ESC und der HLW Schrödinger wird im Rahmen des Programms p[ART] – Partnerschaften zwischen Schulen und Kultureinrichtungen durchgeführt und von KulturKontakt Austria unterstützt. In der ESC erarbeiten sich die Schülerinnen Zugänge zu zeitgenössischer Kunst und werden selbst zu Forscherinnen, Produzentinnen und Vermittlerinnen. Der Besuch einer Gsettn war eine der Aktivitäten.

Gsettn sind verlassene Orte, um die sich niemand kümmert. Dort wächst alles wild. Die Natur bestimmt den Verlauf des Tages. Wildblumen blühen und ihre Wurzeln können überall hin wachsen. Gräser recken ihre Hälse der Sonne entgegen, Tautropfen glitzern den ganzen Tag auf Blättern und einige Echsen faulenzten in der Sonne. Zwischendurch zirpen die Grillen und Bienen summen, während sie fleißig von Blüte zu Blüte fliegen. Dann raschelt es hoch oben in den Bäumen und ein Vogel breitet seine Schwingen aus und segelt davon.

Sich einfach treiben zu lassen, keine Hektik zu spüren und die Zeit völlig anders wahrzunehmen. Das ist in der Großstadt auch möglich. Gsettn gibt es überall.

Am 15. September 2011 wurde die 2HLKa Teil einer solchen Gsettn. Mit Videokameras, Fotoapparaten und einem Diktiergerät ausgerüstet, teilten wir uns in vier Gruppen, um unsere Erfahrungen und Eindrücke filmisch, fotografisch, akustisch und dokumentarisch festzuhalten. Zu sehen und zu hören ist dies auf der Website: <http://part-graz.mur.at/>

Jeder kann seine eigene Gsettn finden und erkunden. Man muss nur die Augen offen halten, denn es gibt genug davon.

Lisa Maria Köck

Beteiligte an dem Projekt im September 2011 waren: Schülerinnen der 2HLKa

Organisation und Durchführung: Reni Hofmüller

Mitarbeit: Julia Melcher, Aurel Hutter



Man muss nur die Augen offen halten



Man muss nur die Augen offen halten



...

NP: Manche Sachen kennt man halt, weil man die alltäglichen Wege hat. Und dann haben wir schon auch alle wirklich gezielt gesucht, und Stadtwanderungen gemacht, in Gebiete, wo wir gedacht haben, dass da schon was sein könnte, weil es schon prädestinierte Bereiche gibt, Alte Poststraße z.B., oder Gebiete, weil sie im Umbruch sind, oder weil sich dort einfach viel verändert hat. Vom 2. Weltkrieg noch oder von der Industrialisierung, die sich verändert hat, wo wir gedacht haben, dass das dort so sein würde, was sich teilweise bestätigt hat und teilweise auch nicht. Und, da geht man dann halt so. (*lacht*)

RH: Ich würde auch sagen, dass wir alle mit einem System gearbeitet haben, aber nicht unbedingt mit dem gleichen. Und letztlich wieder mit einer Art Liste. Ob das jetzt von der Arbeit nach Hause ist, oder bestimmt durch Himmelsrichtungen oder via Googlemaps oder Openstreetmap, wo ich hineinzoome. Da sieht man dann eh sehr gut, was da alles nicht genutzt wird. Oder ob man sagt, ah, heute ist ein schöner Tag, ich geh radfahren, und – hui, das ist schon wieder eine. Dann haben wir uns getroffen, Fotos gemeinsam durchgeschaut, auch gesehen, ah, das gibt es Gemeinsamkeiten, dann haben wir auch gemeinsame Gstettn-touren gemacht, aber es war nicht bis ins letzte Detail ausgemacht. Es gibt keinen Zwang, das „gleich“ zu machen, so wie wir es jetzt z.B. auch mit den Kurzbeschreibungen einiger der Gstettn machen, die wir als Quasi-Exemplarische ausgesucht haben. Die Texte sollen die anderen Materialien einbetten, auch damit die Fotos nicht kontextlos dastehen.

RH: Noch mal zurück zum Sammeln. Ich hab das Gefühl, wir haben nicht wegen der vielen Arbeit (was es auch ist), aufgehört zu sammeln, sondern, weil das so eine statistische Herangehensweise wäre, und „erst wenn wir alles gesammelt haben, können wir etwas darüber sagen“. Grade, weils so flüchtig ist, müsste man ja die ganze Zeit die Stadt scannen. Und dabei soll es vielleicht eben gerade nicht um die Quantifizierung gehen, deswegen getraue ich mich nicht zu sagen, obs Bereiche der Stadt gibt, wo es mehr oder weniger Gstettn gibt, weil es eine Qualifizierung wäre, die sich daraus nicht ablesen lässt.

Das Spannende ist wohl auch das Wieder-anders-schauen-Lernen. Das ist die Methode und es geht nicht darum, ob es in dieser Straße ist oder in der – also eine Spielanleitung, ein HowTo, ein Manual zu entwickeln. „Wenn du Gstettn entdecken willst, empfiehlt sich ...“, was vielleicht viel reizvoller ist als zu sagen: „Da fahr hin“.

NP: Das ist ja ein bisschen so die Entwicklung, wie wir da rangegangen sind. Wir haben angefangen, einfach die Sachen aufzulisten, zu besuchen, zu fotografieren und sie in uns aufzunehmen. Dann haben wir uns gefragt: wie können wir es kategorisieren, wie können wir es fassen, also welche Ähnlichkeiten gibt es, was gibt es für Besonderheiten, wie können wir eine gewisse Struktur daraus bilden, was sind Gruppen? Also eigentlich eine sehr naturwissenschaftliche Herangehensweise.

BK: Es lässt sich letztlich nicht fassen, und vielleicht ist das auch das, warum man eine Stadt

nie ganz in Wert setzen und vermarkten kann, weil sie sich genau dem entzieht, egal ob ihr das jetzt versucht mit dem Kartografieren oder ob jemand hergeht und sagt, ich will jetzt wirklich schauen, wo ist denn noch ein Platz, wo ich noch was hinbauen kann, wo ist denn noch was, wo man noch Geld rausholen kann, es gibt kein Ende. Irgendwas entzieht sich da anscheinend. Wie kann das sein? Wo du dir denkst, Landkarte her, rote Striche, Lineal, und dann müssten wir eigentlich alles haben, und trotzdem gibts dann Winkel, Ecken, die sich dieser Erfassung und damit auch der Verwertung entziehen.

BK: Nach welchen Kriterien habt ihr entschieden, welche ihr portraitiert?

RH: Erster Schritt, chronologisch betrachtet war: wir können aufhören zu sammeln, noch mehr schaffen wir nicht, dann war die Einteilung in die Kategorien. Dann: wo haben wir viel Material, also z.B. Fotos aus verschiedenen Jahreszeiten? Da lassen sich dann Nutzungsspuren auch besser wahrnehmen.

NP: Es war schon sehr von den einzelnen persönlichen Vorlieben bestimmt.

BK: Ihr habt also nicht darauf geachtet, es soll möglichst gleichmäßig über die Stadt verteilt sein, oder Mindestgröße ...

NP: Wir haben darüber gesprochen, eine soziologische Untersuchung zu machen, welche Unterschiede gibts, was ist gleich? Schlussendlich waren die persönlichen Vorlieben, auch Erreichbarkeit und pragmatische Überlegungen ausschlaggebend. Da hat dann jede Person mit den Kategorien so eine Essenz rausgezogen, und dann haben wir uns zusammengesetzt und das verhandelt. Der nächste Schritt war, gemeinsam mit der Botanikerin Ursula Brosch Wanderungen zu machen. Dabei ging es schon auch darum, dass wir ein bisschen auf einen gleichen Level kommen, indem wir uns alles mal gemeinsam angeschaut haben.

RH: Das war v.a. auch spannend, weil ja die Größen sehr unterschiedlich sind. Es sind zum Teil sehr große Bereiche, die sich in dem Zwischenzustand befinden, und es macht einen Unterschied, wenn dort dann nicht klar vorgegeben ist, da kannst du gehen, und da kannst du dich hinsetzen, da ist Schatten und Licht – was echt gut tut. Das ist halt ganz unterschiedlich, wenn das ein kleinerer Bereich ist, dann verhält man sich anders in dem Raum, es hat ja eine unglaublich direkte Auswirkung darauf, wie ich mich verhalte. Dann gibt es welche, die sind ganz offen, da sind die Pflanzen grad mal einen halben Meter hoch, da bist du völlig sichtbar, dann gibts wieder andere mit hohen Bäumen, oder Gebäude, wo du in das Gebäude reingehen kannst, da sieht dich überhaupt niemand mehr. Es gibt da ganz unterschiedliche Arten von Intimität.

...

Humulus lupulus
Echt-Hopfen

Hildegard von Bingen beschrieb als erste die Konservierungsfähigkeit von Hopfen, sagte aber auch, er verstärke Melancholie und mache ein wenig traurig.
Die Verwendung als Bierzusatz wurde im ausgehenden Mittelalter von christlichen Mönchen erfunden, die selbst großes Interesse an der anaphrodisischen Qualität der Hopfenblüten hatten. Der nächste Verwandte von Hopfen ist der Hanf.
Hopfentee: 2 gehäufte Teelöffel Hopfenblüten als Beruhigungsmittel. Anregung der Magensekretion, wirkt antibakteriell; das Lupulon (Harzkörnchen) ist antibiotisch; Hopfen enthält östrogene Stoffe und führt bei Männern zu Verweiblichung; auch als Homöopatikum.
Die Hopfensprossen / Rankenspitzen im Frühjahr geerntet, können wie Spargel aus dem Boden gezogen werden, man kann sie gleich roh oder auch gekocht essen.



Gstettn zwischen Plan- und Randgebiet

Nutzung und Gebrauch eines unnützen Stadtraums

Dies soll kein Manifest für die Gstettn als Potentialraum für Zwischennutzungen und temporäre öffentliche Räume sein, denn darüber wurde schon zu genüge in den verschiedensten Publikationen geschrieben. Vielmehr ist dies eine abstrakte Betrachtung über die Gstettn, als einen *unnützen* Stadtraum, der Lebewesen einen Freiraum bietet. Er kann erweiterter persönlicher Stadt- oder Lebensraum abseits des kontrollierten und gestalteten öffentlichen Raumes sein.

Die Gstettn wird abseits temporärer Zwischenspektakel und Inszenierungen der Stadtaktivist*innen vor allem im Alltag von den unterschiedlichsten Stadtbewohner*innen genutzt. Dies mag zwar nicht dem städteplanerischen Schönheitsideal entsprechen, da die jeweiligen Nutzungen nicht dem ästhetischen, sondern hauptsächlich dem Gebrauchszweck dienen. In den meisten Fällen werden solche Orte anonym genutzt. Sie wollen sich nicht zur Stadt hin öffnen, sondern werden viel mehr umgekehrt als ein persönlicher, geheimer Erweiterungsraum in der Stadt durch jene genutzt, welche im öffentlichen Stadtraum unerwünscht sind, keinen Raum für alternative Nutzungen finden oder sich der

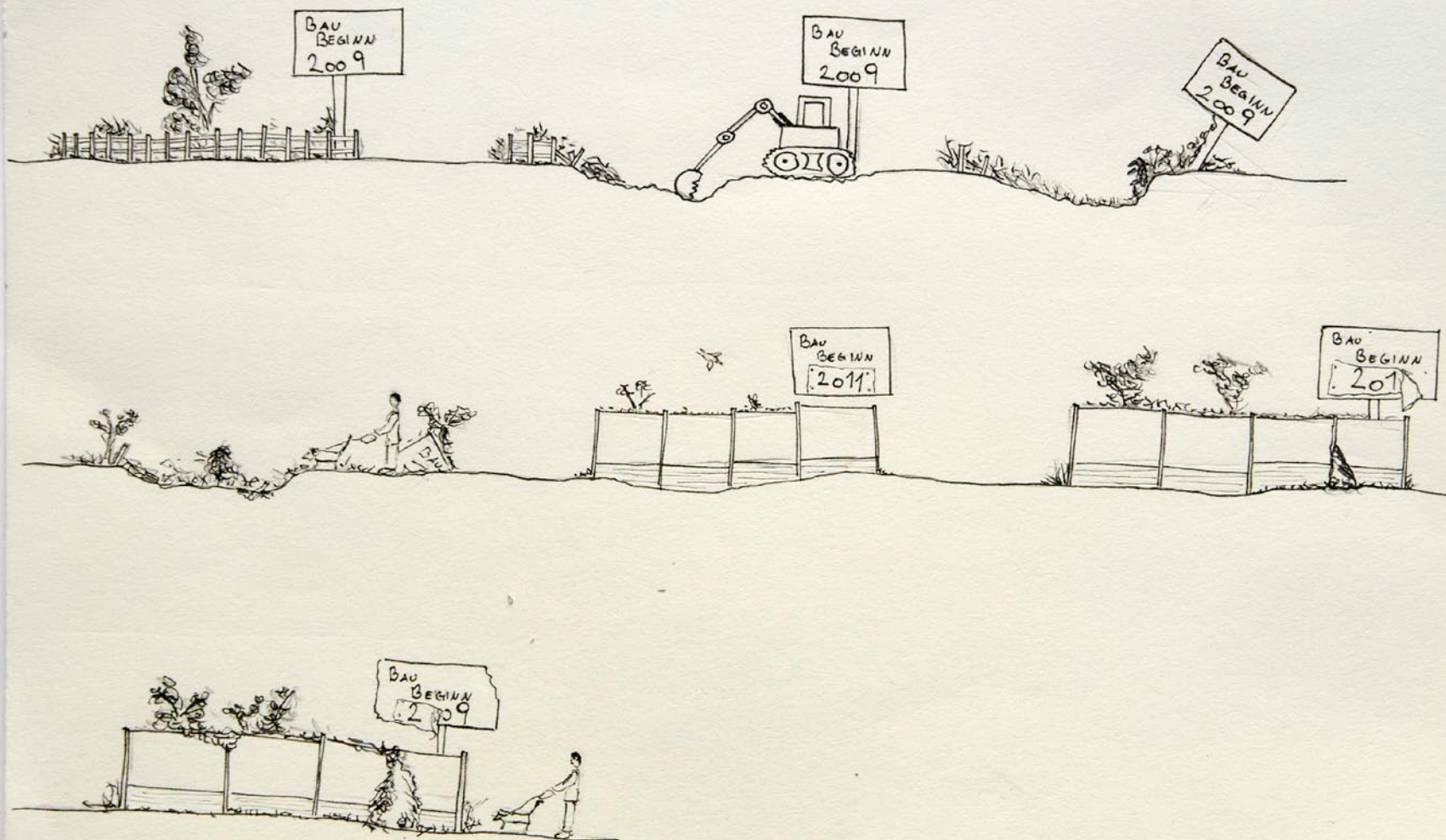
Gestaltungs- und Handlungsdoktrin des öffentlichen Raumes nicht unterordnen wollen.

Die Gstettn wird hier als ein *Randgebiet* in der Stadt – als ein *unnützer Stadtraum* – betrachtet. Sie ist ein temporärer unkontrollierter Raum, da sie immer nur innerhalb eines gewissen Zeitraums existiert. Der kann mal länger oder kürzer sein, aber die Existenz der Gstettn ist endlich. Hier soll beschrieben werden, wie die Gstettn im Kulturraum Stadt zu verorten ist, wie sie entsteht, was sie zum Freiraum macht, wie sie und von wem sie genutzt wird.

[Zwischen Plan- und Randgebiet]

Die Gstettn ist per Definition ein ungepflegter Naturraum in der Stadt. Sie hat etwas Randständiges, Ungepflegtes, Fremdes und Gefährliches an sich. Im Gegensatz dazu stehen ihr gegenüber die Park- und Grünanlagen der Stadt, als durchgeplante, saubere und übersichtliche Naturräume für das freizeitliche Vergnügen. Sie sind Teil des *Plangebietes* Stadt, in dem jede Fläche über Flächenwidmung mit einer Nutzung belegt und eingeordnet wird. Die Gstettn hingegen ist wie andere Brachen, periphere Räume





und Gebäuderuinen Teil des *Randgebietes* einer Stadt. Plan- und Randgebiet bilden ein Gegensatzpaar im Stadtraum: „Um ‚Plan‘ assoziiert sich Staat, Öffentlichkeit, Kontrolle, Ordnung, Übersicht und Fixierung, um ‚Rand‘ Machtgefälle, Ungleichheit, Armut, aber auch Spontanität, Freiraum und Beweglichkeit.“¹ Bei der Entstehung der Stadt (der Polis) trennte man sich klar von der Natur ab und es bildete sich das Gegensatzpaar der Stadt als Plangebiet (dem Kulturraum) und dem Randgebiet als die „gefährliche“ Natur und dem „verarmten“ Vorstadtgebiet. Mit dem Fall der Stadtmauer und dem Wachstum der Städte in die Peripherie verwob sich das Plan- mit dem Randgebiet. Besonders mit der Industrialisierung und der Zersiedelung entstanden immer mehr Lücken und Brachen zwischen den Fabriken, Gewerbebetrieben und dem Wohnraum in der Stadt. Heute sind die Randgebiete nicht nur in der Peripherie, sondern auch in den Innenstädten ein Teil des Stadtraumes geworden.

Die Gsettn ist ein Zeuge für den schnellen Wandel und den Transformationsprozess des Stadtraumes von einem Plangebiet zum Randgebiet und wieder zurück. Sie bildet nicht nur einen Übergangsraum zwischen einer ehemaligen und einer, teils noch ungewissen, neuen Nutzung, sondern ist auch Teil kultureller und sozialer Transformationsprozesse der Plan- und Randgebiete im Stadtraum.² Ein Beispiel für eine Transformation durch *sozialen Wandel* sind viele US-amerikanische Innenstädte (Chicago, Detroit, Philadelphia etc.), welche durch die Abwanderung der Ober- und Mittelschicht von den Zentren in die suburbanen Gebiete beginnend

mit dem 19. Jahrhundert bis in die 1950er und 1960er Jahren geprägt waren (*white flight*). Die verlassenen innerstädtischen Gebiete wurden von der ärmeren Bevölkerung besiedelt oder besetzt.³ Doch mit der Abwanderung derer, die es sich leisten konnten, verschwand auch die staatliche Kontrolle und Sicherheit, was diese Gebiete zu Randgebieten werden ließ. Das Beispiel für eine Transformation durch einen *kulturellen Wandel* ist die Reintegration der Natur in den Stadtraum vom ehemaligen Randgebiet im Mittelalter zu einem Teil des Plangebietes als angelegte Parks und Grünräume, indem die Natur gebändigt und mit einem Nutzen versehen wurde.⁴ Demnach ist es heute auch abzusehen, dass in den europäischen Großstädten im Zuge eines kulturellen Wandels Gsettn und Brachen nicht mehr länger als Randgebiete sondern immer mehr von den Stadtverwaltungen als Plangebiet wahrgenommen werden – als potentielles Stadtentwicklungsgebiet.⁵ Die mit der Postmoderne zurückkehrende Industrie- und Ruinenromantik des 19. Jahrhunderts und der urbane Explorationsgeist der Stadtaktivist*innen machen ehemalige Industriegelände wie im Ruhrgebiet oder Amsterdam und andere Brachen wie in Berlin oder Paris immer häufiger zu einem Teil des städtischen Kulturraums und somit zum Plangebiet – einem Potentialraum.

Doch hier wird von der Gsettn als Teil des Randgebietes gesprochen und nicht als Potentialraum des Plangebietes.

[Zwischen Zweck und Gebrauch]

Gsettn entstehen meist in Baulücken, auf Brachflächen der Bahnhofs- und Industriezonen, rund um Gebäuderuinen

und leer stehende Bauten, in Schrebergärtenanlagen oder an ehemaligen Gleiswegen, kurz – sie entstehen dort, wo sich Menschen von einem Ort abwenden, sich für ihn desinteressieren und ihn nicht mehr nutzen. Dieser Ort erfüllt dann keinen verwertbaren Zweck mehr und wird zum *unnützen* Stadtraum – zum Randgebiet – degradiert.

Der Ort auf dem die Gsettn entsteht, diente zuvor einem bestimmten Zweck, der durch den Gebrauch eine Nutzung definierte, welche nun nicht mehr existiert. Sie war einmal Teil des Plangebietes Stadt. Wenn hier also die Rede von Nutzung ist, dann wird diese durch den Zweck eines Ortes und dessen Gebrauch definiert. Ein Beispiel dafür ist die Wohn-Nutzung, das Wohnen als ein Gebrauch durch die Menschen und der gebaute Raum (der Ort) mit dem Zweck einer Behausung für den Menschen. Zweck und Gebrauch sind unabhängig voneinander. Auch wenn der gebaute Raum nicht als Wohn- oder Arbeitsraum gebraucht wird, hat er dennoch eine Nutzung. Wenn der gebaute Raum aber nur einen Zweck hat, sagen wir zum Beispiel, als kapitale Wertanlage und nicht gebraucht wird, dann hat dieser Ort keine Nutzung. Man unterscheidet in diesem Fall zwischen *offizieller* und *inoffizieller* Nutzung. Die offizielle Nutzung ist der von den Eigentümer*innen und der Verwaltung bestimmte Zweck eines Ortes und dem des Zwecks entsprechenden Gebrauchs. Die *inoffizielle Nutzung* ist, wenn der Gebrauch des Ortes nicht dem Zweck entspricht (man spricht hierbei auch oft von informeller Nutzung). Das heißt, wenn ein Ort den Zweck Lagerstätte, Parkplatz oder kapitale Wertanlage hat, aber zum Beispiel als Spielplatz, Weg oder Garten, anders als

dem Zweck entsprechend, gebraucht wird.⁶ Die offizielle Nutzung ist ortsunabhängig, da sich diese an jedem beliebigen Ort befinden kann. Die inoffizielle Nutzung kann das nicht, da der Gebrauch immer von der Umgebung, dem Ort selber und vor allem von den Akteur*innen abhängig ist, nicht aber vom Zweck.⁷ Wenn hier also von der Nutzung der Gsettn die Rede ist, ist immer eine *inoffizielle* gemeint. Der Ort, also der physische Raum, hat den Zweck einer kapitalen Anlage als Privateigentum, wird aber nun offiziell nicht mehr gebraucht. Inoffiziell wird die Gsettn aber als Lebensraum für Pflanzen und Tiere, von Menschen als Mülllagerplatz, Wegabkürzung, Spielplatz oder anders gebraucht. Sie bekommt also eine neue „inoffizielle“ Nutzung. Welche Pflanzen sich dort ansiedeln, ist lage- und bodenabhängig. Welche Tiere sich hier ansiedeln ist Nahrungs- und Schutzabhängig. Wie die Menschen diesen Ort gebrauchen, ist abhängig von der Zugänglichkeit, der Lage im Stadtraum (d.h., dass dieser Ort eine Abkürzungsmöglichkeit für einen anderen begehrten Ort im Stadtraum bildet) und dem Bedarf nach Nutzungen, welche die Umgebung nicht befriedigt. Die Gsettn als ein Teil des Stadtraumes steht immer in Interaktion mit diesem und kann somit nicht als eine Insel ohne ihre Umgebung betrachtet werden.

[Beschriftung des unnützen Stadtraumes]

Die Gsettn mögen zwar alle auf den ersten Blick gleich aussehen, doch unterscheiden sie sich nicht nur nach ihrem umgebenen Stadtraum, sondern auch durch ihre eigene Geschichte. Als ein vormaliger Teil des Plangebietes ist die Gsettn also kein



Sommer '10

Sommer '11

Okt. '11

Nov '11

*Nicht-Ort*⁸, sondern ein Ort mit einer Geschichte und Identität, welche sich an eindeutigen oder versteckten Spuren ablesen lässt. Sie ist wie ein schon einmal beschriebenes Blatt Papier, auf dem die Schrift ausradiert wurde. Zum Teil ist das Geschriebene noch erkennbar und zum Teil nicht und je nachdem, wie fest beim Beschreiben aufgedrückt wurde, hat die Schrift „Rillen“ im Papier hinterlassen. So auch bei der Gstettn – Gleise, Gebäudereste, Bauschutt, Betonplatten und vieles mehr sind ihre „Rillen“. Mit dem Bewuchs durch Pflanzen entsteht die Gstettn und bildet eine neue Ebene der „Beschriftung“ auf dem Ort. Mit der Zeit überwuchern die Pflanzen die „Rillen“ und werden zum einzigen Sichtbaren, obwohl die Spuren der vorigen Beschriftung noch da sind. Auch wenn die Bepflanzung oberflächlich oft als einzige Ebene sichtbar sein mag, gibt es noch weitere anonyme und informelle Ebenen durch inoffizielle Nutzungen, die den Ort immer wieder neu beschriften und die Gstettn ausmacht. Sie besteht wie auch andere Orte in der Stadt aus Schichtungen von Geschichte. Sichtbar sind jedoch immer nur die oberen Ebenen der Historie. Aufgrund einer oberflächlichen Nicht-Nutzung, an dem die Gstettn als oberste Ebene entsteht, erscheint sie als ein anthropologischer *Nicht-Ort* nach Marc Augé.⁹ Sie ist ein Kulturraum der Stadt.

Mit dem Ausradieren der ehemaligen Nutzung und der Interessensabwendung entsteht ein scheinbar „leerer“ Raum, der nun die Möglichkeit bietet, abseits der normierten und kontrollierten Vorgaben, neu „beschriftet“ zu werden – ein Möglichkeitsraum, der durch den möglichen Gebrauch eines Freiraums entsteht. Im Gegensatz zum

allgemeinen öffentlichen Raum wie Straßen, Plätze oder Parks, bildet die Gstettn eben durch dieses Fehlen der Kontrolle durch die Öffentlichkeit und das Fehlen der damit einhergehenden Verhaltens- und Gebrauchsregelungen (Normierung) einen *Freiraum*.¹⁰ Die offenstehenden Möglichkeiten des Gebrauchs lassen neue Ideen der Nutzung zu, welche im kontrollierten öffentlichen (Straße, Platz, Park) als auch privaten Raum (Shoppingcenter, Freizeitpark etc.) nicht möglich wären. Hier wird wieder die Unterscheidung zwischen offizieller und inoffizieller Nutzung wichtig. Denn die offizielle Nutzung passiert nur im vorgegebenen Regelwerk und passt sich somit nicht den örtlichen Gegebenheiten, sondern nur jenen an, die die Kontrolle über den Raum haben. Die Verhaltens- und Gebrauchsregeln des Raumes werden hierarchisch von denen festgelegt, die ihn kontrollieren und nicht vom Ort selber. Die inoffizielle Nutzung hingegen folgt keinem Regelwerk, sondern nur den örtlichen Gegebenheiten und ist somit für die Nutzenden ein Freiraum, der nicht hierarchisch von jemanden anderen, sondern von jeder einzelnen Person in Reflektion zum Ort individuell und jedes Mal anders bestimmt wird. Wie also nun die Gstettn genutzt wird, ist nicht nur vom Ort, sondern auch vom sozialen und kulturellen Hintergrund der Nutzenden abhängig. Dies zeigt sich vor allem im Vergleich von Graz mit Berlin, in welcher Stärke und Vielfalt Gstettn inoffiziell genutzt werden. Die Bewohner*innen von Berlin haben einen lang zurück reichenden Hintergrund sozialer und kultureller Aneignungen von Gstettn, Brachen, Baulücken und leerstehenden Gebäuden durch neue Nutzungen

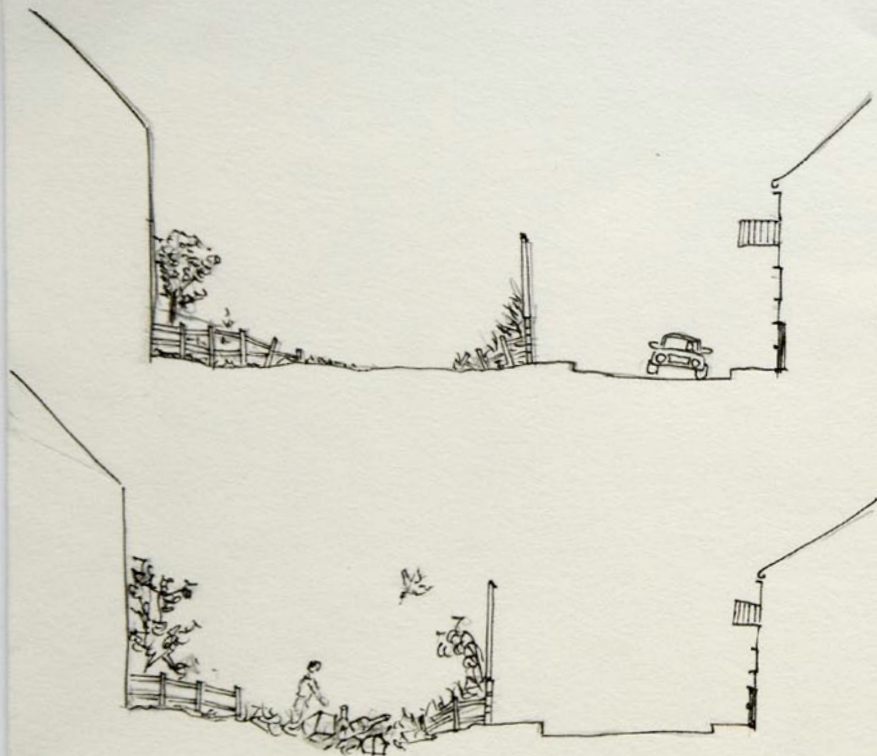
innerhalb dieses Freiraums. In Graz hingegen gibt es diesen Hintergrund nicht. Die Gstettn werden bei weitem nicht im selben Ausmaß und in dieser Intensität informell genutzt wie in Berlin. Ob dies nun an der bürgerlichen Mentalität der Bewohnenden, an der fehlenden Bewohner*innendichte oder dem Übermaß an bestehendem Grünraum liegt, kann hier in Kürze nicht geklärt werden, sondern bedarf tiefgreifender kulturanthropologischer Forschung.

[Nutzung und Gebrauch des unnützen Stadtraums]

Die häufigsten Nutzungen der Grazer Gstettn sind anonym, heißt, dass die Akteur*innen (Tier oder Mensch) nicht öffentlich ihre Nutzung preisgeben wollen oder sogar ganz im Geheimen diesen Ort nutzen. Pflanzen und Tiere nutzen die Gstettn als ungestörten Lebensraum. Menschen hingegen gebrauchen diesen Freiraum auf unterschiedlichste Weise. Grundvoraussetzungen sind die Zugänglichkeit zum Ort, der entstandene Freiraum (Fehlen von Kontrolle) und die örtlichen Voraussetzungen für die jeweilige Nutzung (Oberfläche, Bodenbeschaffenheit oder Gebäudereste). Manche wollen im Geheimen agieren, manche tragen den Gebrauch nach außen, manche nutzen ihn einfach, weil er da ist und andere nutzen diesen Raum, weil dies andere auch tun, also als eine anonyme Masse. Diejenigen, die die Nutzung nach außen tragen, sind die uns allen geläufigen Stadtaktivist*innen, urbane Pionier*innen oder Künstler*innen, welche mit der Nutzung des Raumes entweder auf den Ort selber oder auf den Möglichkeitsraum und dessen Potentiale aufmerksam machen

wollen, welcher mit geringen Mitteln neue gewünschte Nutzungen zulässt. Sie sind diejenigen, die temporäre öffentliche Räume schaffen, die Stadtentwicklung betreiben, indem sie die Heterogenität der Nutzungen in der Stadt fördern. Diese Form der Nutzung ist allerdings in Graz so gut wie nicht vorhanden. Doch bildet die Gstettn auch einen Freiraum für die viel häufigeren anonymen Nutzungen, sei dies nun durch einzelne Akteur*innen, kleine Gruppen oder ganze Massen. Je intensiver die Nutzung durch die Akteur*innen ist, umso deutlicher zeichnen sich dessen Spuren in der Gstettn ab. Klassische Beispiele solcher Spuren sind Trampelpfade, Feuerstellen, Müllablagerungen, Hundewiesen oder die Abnutzungserscheinungen der Zäune an den Zugängen zur Gstettn. Die Grazer Gstettn zeigen vor allem diese Spuren der anonymen Nutzung, sofern die Zugänglichkeit für die Bewohner*innen gegeben ist.

Die inoffizielle Nutzung durch die unterschiedlichsten Akteur*innen entsteht durch die Betrachtung, Begehung und den Gebrauch des spezifischen Ortes. Je nach Zugänglichkeit, Einsichtbarkeit, vorhandenen physischen Strukturen wie Pflanzen und Gebäude und umgebender Bewohner*innendichte (Anzahl der potentiellen Benutzenden), wird dieser Freiraum als Möglichkeit des Nutzens ausgeschöpft. Die Entstehung und der Gebrauch der Gstettn ist abhängig nicht nur vom Ort selber, sondern auch von ihrer Umgebung. Von den Pollen, von den Tieren und von den Menschen. Der Möglichkeitsraum – der ungenutzte Raum – in dem die Gstettn entsteht ist ein, von den von außen kommenden Akteur*innen, genutzter Freiraum, d.h.



es kommt alles, was diesen Ort gebraucht und diesen Freiraum nutzt, von außen, von der näheren oder weiteren Umgebung. Die Gsettn kann als erweiterter öffentlicher (Spielplatz, Fußballplatz) oder als alternativer Stadtraum genutzt werden. Alternativer Stadtraum deswegen, da die Gsettn die Möglichkeit bietet, Nutzungsangebote, die im öffentlichen Stadtraum und am privaten Immobilienmarkt nicht vorhanden sind, zu befriedigen oder denen Raum bietet, welche im kontrollierten öffentlichen Raum unerwünscht sind, oder die sich offizielle Nutzung aufgrund fehlender ökonomischer Mittel nicht leisten können, wie Punks, Obdachlose oder andere gesellschaftliche Randgruppen.¹¹

Daher ist die Gsettn kein einfacher ungepflegter Grünraum, sondern – sofern sie genutzt wird – ein Freiraum, der nicht vorhandene Nutzungen ermöglicht.

[zum Schluss]

In anderen Städten Europas ist die Gsettn mittlerweile Teil der Kulturlandschaft Stadt geworden. Zwischennutzungen temporärer Räume werden immer mehr zu einem effektiven Werkzeug der Stadtplanung zur Impulssetzung aufzuwertender Stadtgebiete. Eine Inszenierung des „Nichtgeplanten“ als urbanes Lebensgefühl, was diese Orte nicht zu einer Erweiterung des Stadtraumes macht, sondern nur zu einem weiteren narzisstischen Spektakelraum in der Stadt.¹²

Die Brachen und Lücken in der Stadt, zu denen auch die Gsettn gehört, werden gerne, verherrlicht, als ein Potentialraum für alternative Stadtplanungsmethoden und als Impulsgeber für eine sanfte Stadtentwicklung gesehen, welche nicht von den

Planer*innen, sondern von den Menschen, die diesen Stadtraum nutzen, ausgeht. Die Gsettn ist zweifellos eine ideale Bühne für solche temporären Räume und hat bewiesenermaßen das Potential zum alternativen Stadtentwicklungsraum, doch ist dies eine Betrachtungsweise der Gsettn als Plan-gebiet und nicht wie hier beschrieben als Randgebiet. Städte wie Berlin, Wien, Paris oder London begrüßen die Inszenierung und Bespielung von Gsettn, Brachen, Industrieruinen durch die urbanen Pioniere und machen diese – unfreiwillig – zu instrumentalisierten Aufwertungsmotoren. Die Senatsverwaltung Berlin brachte 2007 das Buch *Urban Pioneers* heraus und predigt darin nicht nur den praktischen, sondern auch den kulturellen Nutzen von Zwischennutzungen solcher Brachen für die Stadt.¹³

Ein anderes Beispiel ist das europäische Forschungsprojekt *Urban Catalyst*, eine Studie über die Zwischennutzungspotentiale der urbanen Brachflächen im Wiener Stadtraum.¹⁴ Beide Beispiel stehen für eine aktive Reintegration solcher *unnützer* Orte in den Stadtraum und somit in das Plangebiet. Dabei wird das Prinzip der Nicht-Planung als „schnelle Funktions- und Renditenerfüllung“ missverstanden, welches „zu immer kurzlebigeren Architekturen“ führt, die „verlassen werden, sobald sich die Bedingungen ändern“. Diese Entwicklung steht für „einen beschleunigten Funktionalismus [...], der scheinbare Idealsituationen aneinander reiht, ohne in der Lage zu sein, diese zu vernetzen“.¹⁵ Die Gsettn, wie hier aber beschrieben, ist ein Randgebiet in der Stadt – ein unnützer Raum – der nicht durch die hierarchische Diktion, sondern je nach örtlichen Umständen und Gegebenheiten

individuell und unkontrolliert genutzt wird. Sie ist kein Spiegelbild ideeller fiktiver Situationen – „was ich gerne hätte“ – sondern eine Reflektion des Alltäglichen – „was ich brauche“.

Anmerkungen

1. Nierhaus, Irene: Plan und Rand. Urbanografische Figuren zu Stadt und Natur, in: Krasny, Elke / Nierhaus, Irene (Hg.): *Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie*. Berlin 2008, 15-27

2. Ebda.

3. Lees, Loretta / Slater, Tom / Wyly, Elvin: *Gentrification*. New York 2008

4. Blume, Torsten: Städtische Wildnis. Behauste Natur, in: Bittner, Regina (Hg.): *Urbane Paradiese. Zur Kulturgeschichte modernen Vergnügens*. Frankfurt a. M. 2001, 140-161

5. In Berlin ist die Zuwendung zu den unzähligen Brachen spätestens seit den 90er Jahren ein subkulturelles Phänomen. Mit der Thematisierung der Brachen als potentielle Stadtentwicklungsräume durch temporäre Zwischennutzungen durch den Berliner Senat werden Brachen wie auch Gsettn zu Kulturräumen hervorgehoben. In: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin: *Urban Pioneers. Berlin – Stadtentwicklung durch Zwischennutzung*. Berlin 2007

6. Michel de Certeau weist auf den Widerspruch zwischen den durch die Verwaltung vorgegebenen Umgangsweisen mit dem Raum und dem tatsächlichen Gebrauch jeder einzelnen Person hin. Denn auch wenn die Menschen den Vorschriften der Umgangsweise mit dem Raum folgen, interpretiert aber jede Person diese Vorschriften individuell anders. In: Certeau, Michel de: *Kunst des Handelns*. Berlin 1988, 186f.

7. Kohoutek, Rudolf / Kamleithner, Christa: Temporäre Nutzungen, Deregulierung und Urbanität. In: *dérive*. Dezember 2003, Ausgabe 14, 12-15

8. Mit *Nicht-Ort* bezeichnet Marc Augé einen Ort

ohne jedwede Identität, Geschichte oder Identifikationscharakter. Er stellt dem *Nicht-Ort* den anthropologischen Ort entgegen, der kulturell als auch soziologisch mit Geschichte und Identität geprägt ist. In: Augé, Marc: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt 1994, 92f.

9. Ebda.

10. Freiraum ist ein überörtlicher Raum, welcher die persönliche individuelle Entfaltung und Neues im Sinne von „anders als die Norm“ zulässt oder erst ermöglicht.

11. Kohoutek, Rudolf / Kamleithner, Christa: Temporäre Nutzungen, Deregulierung und Urbanität. In: *dérive*. Dezember 2003, Ausgabe 14, 12-15

12. Uwe Jonas und Birgit Anna Schumacher beschreiben den öffentlichen Raum als einen Raum zur „Projektion eines (überzogenen) Selbstverwirklichungsstrebens der Individuen“. Der von ihnen so bezeichnete *narzisstische Stadtraum* ist eine Projektionsfläche eines selbstinszenierten Images, welches alles, was diesem nicht entspricht, ausschließt. In: Jonas, Uwe / Schumacher, Birgit Anna: *Öffentlicher Stadtraum. Wandel und Okkupation*. http://www.okkupation.com/theorie/link_1.htm in: <http://www.okkupation.com>, Zugriff: 3.10.2011

13. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin: *Urban Pioneers. Berlin – Stadtentwicklung durch Zwischennutzung*. Berlin 2007

14. <http://www.urbandcatalyst.net/>

15. Kohoutek, Rudolf / Kamleithner, Christa: Temporäre Nutzungen, Deregulierung und Urbanität, in: *dérive*. Dezember 2003, Ausgabe 14, 12-15





Verbena officinalis
Echt-Eisenkraut

Römer und Griechen berührten Verträge über Bündnisse oder den Frieden mit Eisenkrautkränzen, um ihnen mehr Gewicht zu geben. Auch Altäre der Gottheiten wurden mit ihnen geschmückt. Verbena sollte große Liebeskraft verleihen, und wenn man viele Gäste hatte, verspritzte man Wasser am Haus, in dem das Kraut gestanden hatte. Das sollte dazu führen, dass alle fröhlich waren.

Laut Traditioneller Chinesischer Medizin ist Verbena kühlend und beruhigt den Geist.

Beinhaltet Iridoide, Verbenalin, Hastatosid, Flavone und Glykoside und noch ein paar andere Stoffe.

Die Bezeichnung Verbena ist vermutlich keltischen Ursprungs.

Essbarkeit: Blätter von April bis Juli für Tee, oder blanchiert für Salat, Blüten als Dekoration.

...

WM: Wie seid ihr denn auf die Gstettn-Idee überhaupt gekommen?

RH: Es gibt einen weiter gefassten Projektkontext, das *Time Inventors' Kabinet* – ein Projekt, in dem Kontext wir uns mit Zeit und Zeitwahrnehmung beschäftigen. Darin gibt es mehrere Felder, und zwei Themenkomplexe haben sich als zentral herauskristallisiert. Das ganze ist getragen von OKNO (Brüssel), Col-me (Bratislava) und ESC (Graz). Die zwei Felder sind zum einen die Winduhren und die daraus resultierenden künstlerischen Projekte (audiovisuelle Installationen, die mit Windzeit betrieben werden), das andere Feld läuft unter dem Titel OpenGreens, wo es um Grün in der Stadt geht, um Dachgärten oder Community Gärten, auch Imkerei in der Stadt oder Guerilla Gardening, Fragen der Vielfalt, die gedachte Grenze zwischen Stadt und Land und existiert die überhaupt, und eben die Gstettn. Die Gstettn haben Nicki und Wolfgang eingebracht, was sich wieder gut mit Forschungsfragen von Verena Kuni aus Frankfurt deckt, die auch im TIK-Projektkontext mit dabei ist.

NP: Wir sind über eine Broschüre aus Wien über Gstettn gestolpert, und ein Buch über Stadtwildnis, vom Umweltamt, *Wildwuchs. Vom Wert dessen, was von selbst ist*. Das wurde anlässlich des 30jährigen Bestehens der Wiener Umweltschutzabteilung herausgegeben, das kann man kostenlos dort bestellen. Da schreiben auch unterschiedliche Leute, und das geht wirklich von der Stadt aus. Die machen auch noch ganz viele andere Dinge, wie z.B. Fassadenbegrünungen, wo gratis Pflanzen abgegeben werden an Leute, die willig sind sich zu beteiligen, das Stadtklima zu verbessern. Oder Kompostabgaben.

WM: Wobei ihr ja diesen sozialen, pädagogischen Ansatz nicht habt, der hier ganz stark drin ist. Der verfolgt ja das Ziel der Verstärkung des ökologischen Denkens und des Wertschätzens der Natur in der Stadt.

NP: Ja, das steckt sicher im Titel. Und man bekommt sie ja nicht nur, wenn man anfragt, sondern sie wird aktiv an Personen verteilt, die planen, also nicht nur Kunstinstallationen im öffentlichen Raum, sondern die größere Vorhaben realisieren. Denen wird das ans Herz gelegt. Den pädagogischen Ansatz sehe ich auch, aber es geht definitiv darum, dass man einen anderen Zugang dazu bekommt, also es ist nicht indoktrinierend, es lässt schon auch noch Freiraum, dass man selbst entscheiden kann. Ein Zitat: „Muss man Natur verehren, Wildnis dulden, muss man ab jetzt eine Gstettn schön finden? Muss man nun ein schlechtes Gewissen haben, wenn man den Rasen mäht, braucht man wissenschaftliche Argumente?“ Und weiter: „Das muss man klarerweise nicht, man kann die Gstettn total schiach finden.“ (*alle lachen*) Und das zieht sich auch so durch, das ist auch ein Freiraum, man kann stehen dazu, wie man will. Aber es wäre schön, mal drüber nachzudenken, was es ist.

WM: Ist die Gstettn so etwas wie die Gegenutopie, hm, eine Gegenutopie zum Leben im Grünen? Es gibt ja einerseits diesen Traum – Graz, eh schon so eine kleine Stadt und dann noch rausgehen aufs Land und dann wieder mühsam im Stau in die Stadt zur Arbeit

zurückfinden? Aber draußen dann Kanalanschluss usw. – die Verbauung und Zersiedelung der Steiermark ist ja eh bekannt. Also: das kleine Haus umgeben von total viel Natur, und die Gstettn als genau das Umgekehrte. Das Hereinholen des Grünen, als das Doch-die-Natur-in-der-Stadt-haben, es macht etwas mit dem Mikroklima, es tut sich was, und nicht nur angelegt als der schöne Stadtpark, der dann Park sein darf und benutzt werden darf.

Dass die Gstettn auch so was hat, das Sehen, es hat auch das Rausziehen aufs Land mittlerweile seine ökologischen Grenzen total erreicht, wenn nicht überschritten, und der Trend ist eher wieder zurück. Zu erkennen, eigentlich ist das ökologische Leben für viele nur denkbar, wenn man es in der Stadt, aus der Stadt heraus denkt, weil es sonst der Natur an den Kragen geht.

NP: Ja, das ist ganz schwierig, das ist mein persönlicher Zwiespalt. Wir haben letztes Jahr ein Projekt mit Architekturstudierenden gemacht, die künstlerisch arbeiten, wo wir uns ganz intensiv mit Zersiedelung beschäftigt haben. Zersiedelung in Strassgang, im Süden von Graz. Und da saßen wir auf einer Fast-Gstettn, einem Spielplatz, der kurz vor der Gstettn ist, und haben uns darüber Gedanken gemacht, dass es so nicht weitergeht mit dieser Zersiedelung, mit diesen Einfamilienhausteppichen. Und jetzt als Folgeprojekt diese Gstettn innerhalb von Graz. Was tun wir damit, was ist mit diesen Spekulations- und sonstigen Fragen? Wie geht man damit um? Und für mich ist es ein großer Zwiespalt, weil das eine wie das andere funktioniert schlussendlich nicht so einfach. Ich kann nicht sagen, ich kann jede Gstettn, die es hier so gibt in der Stadt, für immer und ewig bewahren, wir haben einfach ein Platzproblem. Und genauso ist es draußen, da gehts auch nicht, jedes Gebiet vor Bebauung zu schützen. Wobei es schon interessant ist, dass es dann dort, z.B. in diesen Einfamilienhausteppichen, nicht einmal mehr Parks gibt, und eine Gstettn ist dann schon die Nadel im Heuhaufen. Uns geht der Platz in der Stadt aus.

BK: Das würd ich jetzt gar nicht so sehen, weil es stehen immer noch genug Wohnungen leer, und das Gegenteil von Zersiedelung heißt ja nicht, dass alle in der Stadt wohnen, es kann ja z.B. auch heißen, dass man in den umgebenden Orten mehr Mehrfamilienhäuser baut und nicht lauter Einfamilienhäuser mit Zaun herum. Sobald mehr von diesen Mehrfamilienhäusern entstehen, entstehen dann auch wieder Gstettn dazwischen.

RH: Die Frage ist auch, woher kommt die Trennung Natur-Kulturraum, weil einfach viel von dem, was wir unter Natur verstehen, Beispiel: Almwiesen – für uns „das Natürliche“. Das würde aber ohne Kühe und Schafe, die das konstant abgrasen, wieder Wald werden. Oder was eine befreundete Imkerin, die sich auch viel mit Ernährungssouveränität beschäftigt, immer wieder mal sagt, dass die negative Darstellung des Eingreifens des Menschen in die Natur zu kurz greift, z.B. Pflanzen, die sich an eine bestimmte Gegend gewöhnen. Und absurd wüds vielleicht immer nur dann, wenn es nicht mehr in Kreisläufen gedacht wird, und wenn die Nutzer*innen außerhalb dieses Kreislaufs stehen. Wie z.B.: ich fahre raus aufs Land, damit ich am Wochenende draußen bin, und ich will meinen Kanalanschluss und fließendes

Wasser aus der Leitung. Was ist also Naturraum? Gehören da die Menschen nicht dazu?

WM: Der Begriff Naturraum zergeht eh, ist eh sehr problematisch,

RH: Vielleicht Dinge sein lassen.

NP: Ich denke auch, dass es eher so um dieses Ordnungsbedürfnis geht, wieviele Kontroll- und Ordnungsmechanismen müssen sein, und nur weil es dort und da grün ist, heisst das noch nicht, dass es Ordnung und Wildnis ist. Ich denke, das Grün verdeckt das.

WM: Zumal der Begriff ja schon zuschreibt – Wildwuchs, etwas außerhalb der Zivilisation Stehendes – da ist auch die Gsettn irgendwo drin, da bricht was rein, das ist für sich problematisch, weil es immer den Gestus mitschleppt, na, da muss man eingreifen, das ist wild, das muss man zähmen, das schwingt da mit.

NP: Da müsste man einen anderen Begriff finden, das ist unser Auftrag jetzt. *(alle lachen)*

...

Sammlung verflüchtigter Zeit



Abb. 10

Gras drüber wachsen lassen

*Verdrängen historischer Orte der NS-Zeit
aus dem kollektiven Gedächtnis*

„Die Namen der Lager hängen an den Umgebrachten und Überlebenden wie kleine Beschriftungstafelchen und verblassen mit den mittlerweile Verstorbenen. Sie verschwinden mit den Höfen und Huben, werden von Gras und Gestrüpp überwuchert, unsichtbar, kaum noch Spur, kaum ein Schutthaufen, kaum noch ein moderner Holzschopf, ein verwachsener Weg.“

In Österreich sind nicht nur die Höfe und Huben, der von den Nazis in den Konzentrationslagern ermordeten kärntner-slowenischen Bauern und Bäuerinnen – wie in Maja Haderlapp im Jahr 2011 erschienen Roman *Engel des Vergessens*¹ – von Gras und Gestrüpp überwuchert worden und zu vergessenen Orten und Gsettn geworden, in Österreich hat man auch über die Zeit zwischen 1938 und 1945 „Gras darüber wachsen lassen“, oder wie es synonym dazu heißt, sie „vergessen wollen“, „aus dem Gedächtnis löschen, einen Schlussstrich darunter ziehen“, „verdrängen wollen“.

Vom Verwehen der Spuren

Als Ende April 1945 in Wien bereits die provisorische österreichische Regierung amtierte und mit der Unabhängigkeitserklärung das Gründungsdokument der Zweiten Republik schuf, wurden in der Obersteiermark, aber auch in und um Graz noch Juden und Jüdinnen, Zwangsarbeiter*innen und politische Gegner*innen von der SS und der Gestapo ermordet und eiligst verscharrt.² Nachdem bald schon die Leichen der im letzten Monat der NS-Herrschaft Ermordeten gefunden worden waren, versprachen die Vertreter des neuen Österreichs bei den ersten antifaschistischen Kundgebungen an den Gräbern dieser Menschen, „die Schuld zu tilgen“³ und jene, die für diese Verbrechen verantwortlich waren, vor so genannte Volksgerichte zu stellen. Diese haben allein in der Steiermark bei 103 Verfahren wegen NS-Verbrechen mit Todesfolge in den ersten Jahren nach der Befreiung sieben Todesurteile und fünfmal lebenslangen Kerker verhängt.⁴

Neben den NS-Täter*innen gab es auch noch über eine halbe Million Nazis (immerhin 14% der österreichischen Bevölkerung), in der Steiermark allein über 93.000, von denen über 20.000 so genannte „Illegale“ waren, die der NSDAP schon vor 1938 angehört oder sich in dieser Zeit besondere Verdienste um die Partei erworben hatten.⁵ Diese sollten aus dem öffentlichen Leben – zum Teil zeitlich begrenzt – verbannt werden. Außerdem sollten ihnen in einer außergerichtlichen Bestrafung Sühnemaßnahmen auferlegt werden. Diese Maßnahmen sahen auf den ersten Blick hart aus, wurden aber in der Praxis durch Amnestien ab 1948 verwässert und die ursprünglich geplante Entnazifizierung dadurch letztlich rückgängig gemacht. Schon 1947 hatte die österreichische Regierung erklärt, die Entnazifizierung sei im Allgemeinen erfolgreich abgeschlossen. Die Rehabilitierung der ehemaligen Nazis konnte beginnen. Als 1949 Nationalratswahlen vor der Tür standen und die ehemaligen Nazis erstmals zur Wahl zugelassen wurden, setzte ein würdeloses Buhlen um deren Stimmen ein, und die Versuche der Entnazifizierung und der von den Alliierten und der österreichischen Regierung ambitioniert begonnenen *reeducation* waren gescheitert. Es dominierte der Ruf nach dem „Schlussstrich“, wie Umfragewerte der späten 1940er Jahre zeigen,⁶ wonach etwa im Dezember 1947 51% der Befragten meinten, der Nationalsozialismus sei eine gute Idee gewesen, die nur schlecht durchgeführt wurde.

Maßnahmen gegen ehemalige Nazis wurden nicht mehr als notwendiger demokratischer Reinigungsprozess gesehen, sondern viel mehr als Strafe der Sieger. In den

Medien und im Nationalrat wurde daher auch nicht mehr über die „Wiedergutmachung“ für die Opfer des Nationalsozialismus debattiert – hier hatte man beschlossen „die Sache in die Länge zu ziehen“⁷ –, sondern es ging um Amnestie und „Wiedergutmachung“ für die ehemaligen Nazis und um ein Ende der Volksgerichtsprozesse und der Entnazifizierung.⁸

Dort, wo es keine Täter*innen gibt, kann es nur Opfer geben – und Österreich präsentierte sich ungeachtet des hohen Anteils an NSDAP-Mitgliedern bzw. der führenden Rolle von Österreicher*innen (Adolf Eichmann, Odilo Globocnik, Franz Stangl ...) bei der Verfolgung und Ermordung der österreichischen Juden und Jüdinnen – unter Bezugnahme auf die Moskauer Deklaration vom Oktober 1943 – als „das erste freie Land, das der Hitler-schen Aggression zum Opfer gefallen ist“, wie es im Gründungsdokument der Zweiten Republik heißt.⁹

Mit dem Verschwinden der Täter verschwanden auch die Erinnerungen an die NS-Verbrechen vor Ort und die Spuren der Tat-Orte verwehten. Ähnlich der Externalisierung der NS-Verbrechen im Zusammenhang mit der bis in die späten 1980er Jahre wirkenden Opfertheorie – Österreich als erstes Opfer Hitlerdeutschlands – wurden die Orte des NS-Terrors in den Osten verlegt, nach Auschwitz, Birkenau, Treblinka, Majdanek, Theresienstadt, in die Sowjetunion und auf den Balkan. In Österreich war der nationalsozialistische Tat-Ort das Konzentrationslager Mauthausen in Oberösterreich.

An den Tat-Orten in der Provinz, in der Steiermark, war längst Gras darüber

gewachsen, was etwa im Jahr 2006 dazu führte, dass ein Minister nicht wusste, dass in seinem Schloss im steirischen Lannach 1944/45 ein Außenkommando des KZ Ravensbrück bzw. Mauthausen untergebracht war.¹⁰

„Spurensuchen“ und „Spurensicherungen“

Peter Gsetzner hat in seiner jüngsten Publikation *Erinnern an das Vergessen* im Zusammenhang mit dem Verschwinden der Tat-Orte gemeint: „In diesem Zeitraum [seit der Befreiung 1945] wurden auf vielfältige Weise die Spuren an den Tatorten verwischt, um schließlich wieder eine Kulturlandschaft dort zu formen, wo durch Menschheitsverbrechen jeder Begriff von ‚Kultur‘ abhanden gekommen war. Unter der Oberfläche verbirgt die rückverwandelte Kulturlandschaft ein Geheimnis, nämlich die Geschichte der schrecklichsten menschlichen Unkultur, die uns an diesem Fleckchen Erde jemals begegnet ist. Wer den Spuren dieser Unkultur nachforschen will, wer die ‚Unterseite des Landstrichs, seine dunkle Spiegelung‘ (Maja Haderlap) kennen lernen will, muss gegenwärtig sein, dass ihm der Sturz in einen Abgrund droht.“¹¹ Diesen Spuren sind in den letzten beiden Jahrzehnten in der Steiermark zahlreiche Initiativen gefolgt. Historiker*innen, Künstler*innen, Schüler*innen und ihre Lehrer*innen haben verdrängte Kapitel der jüngsten Geschichte, der Geschichte der NS-Verbrechen und ihrer Vertuschung, vor Ort erforscht. Sie haben Relikte verschütteter Geschichte – Dokumente, Fotos ebenso wie Fundamente von Lagern – freigelegt und damit eine Topografie des Terrors in der Steiermark kenntlich gemacht. Eine Verortung, die

noch längst nicht abgeschlossen ist.

So wurde beispielsweise nach Jahrzehnten das Schweigen in verschiedenen steirischen Gemeinden über die Verbrechen, im Zuge der so genannten „Todesmärsche“ ungarischer Jüdinnen und Juden durch die Steiermark gebrochen und durch die Setzung von Mahnmalen entlang der Strecke von der ungarischen Grenze bis nach Mauthausen Spuren gesichert. Das erste Zeichen der Spurensicherung wurde im Jahr 2004 am Präbichl bei Eisenerz errichtet, jenem Ort, wo im April 1945 das größte Massaker an ungarischen Juden und Jüdinnen in der Steiermark verübt worden war.¹² 2008 wurden in St. Anna am Aigen bzw. in Gleisdorf Mahnmale für ermordete ungarische Jüdinnen und Juden errichtet, die, wie schon jenes am Präbichl, von Schüler*innen geplant worden waren. Bereits ein Jahr zuvor war in Fürstenfeld eines neben der Volksschule im Stadtpark errichtet worden. Das letzte Mahnmale wurde im Dezember 2011 in Graz in der ehemaligen SS-Kaserne in Wetzelsdorf geschaffen, wo im April 1945 neben ungarischen Jüdinnen und Juden auch Zwangsarbeiter und politische Gegner ermordet wurden.¹³

Obwohl es während der NS-Zeit in der Steiermark mehrere Altenheime und psychiatrische Krankenhäuser gab, von wo aus mehr als 1.500 Personen nach Hartheim transportiert und im Rahmen der NS-Euthanasie ermordet wurden, sollte es bis in die 1990er Jahre dauern, bis erstmals lokale Initiativen diese Verbrechen vor Ort – in Kindberg 1992 und in Knittelfeld 1998 – benannten und Gedenktafeln setzten. Besonders lange hat es in Graz gedauert, ehe in der Parkanlage „Am Feldhof“, der



Abb. 11

heutigen Landesnervenklinik Sigmund Freud, von wo 1940/41 über 1.100 Personen nach Hartheim transportiert wurden, ein Mahnmal errichtet wurde.¹⁴

Bis in die jüngste Vergangenheit waren auch die steirischen Außenlager der Konzentrationslager Dachau, Ravensbrück und Mauthausen nicht im steirischen Gedächtnis verankert. Nur in Peggau, wo sich ab August 1944 das KZ-Außenlager mit der Bezeichnung „Marmor“ befunden hatte und wo unmittelbar vor der Evakuierung des Lagers im April 1945 zahlreiche Häftlinge ermordet worden waren, wurde am 1. November 1955 – unter Ausschluss der Öffentlichkeit – ein Gedenkstein beim Gemeinschaftsgrab der Häftlinge errichtet. Im südlich von Graz gelegenen Aflenz / Wagna befand sich im Steinbruch das KZ-Außenlager „Kalksteinwerke“. Beim Eingang zu einem der Stollen ließ der Gemeinderat am 28. April 1989 eine Gedenktafel anbringen, da – wie es im Beschluss des Gemeinderates heißt – „viele jüngere Gemeindebewohner sicher nicht wissen, dass sich in der Zeit vom 7. Februar 1944 bis zum 2. April 1945 in Aflenz ein Konzentrationslager als Arbeitslager des berüchtigten KZ Mauthausen befunden hatte.“¹⁵ 20 Jahre danach hat das Institut für Kunst im öffentlichen Raum im März 2008 zu einem künstlerischen Wettbewerb für ein „Zeichen mit Interaktionscharakter in Erinnerung an die Ermordeten und Toten in Aflenz bei Leibnitz“ geladen, den Helmut und Johanna Kandler gewannen. Sie haben ein halb verfallenes, von üppiger Vegetation überwuchertes Wachtpostenhaus vom Bewuchs befreit, denkmaltechnisch gesichert und das Haus mit dem Schriftzug WÄCHTERHAUS in Leuchtschrift

versehen. Im Innenraum informiert nun eine Tafel über die Geschichte des ehemaligen Außenlagers und ein Infoscreen thematisiert gegenwärtige Formen von Alltagsrassismen und Menschenrechtsverletzungen.¹⁶

In den letzten Jahren sind zudem im obersteirischen Bretstein (2003), in St. Lambrecht (2008) und Lind (1996) Erinnerungszeichen gesetzt worden. Am Interessantesten war, dass sich in Bretstein Schülerinnen im Rahmen eines Schulprojekts auf Spurensuche gemacht haben und dabei im Sommer 2002 die ehemalige Stiege zu den Lagerbaracken des Außenlagers freilegen konnten. Diese wurde in der Folge saniert und Teil der Gedenkanlage „KZ Bretstein“.¹⁷

Während bei einigen Außenlagern der Konzentrationslager in den letzten Jahren Spurensicherungen erfolgt sind, herrscht hinsichtlich zahlreicher anderer Tat-Orte – wie beispielsweise den ehemaligen Arbeitslagern in Graz (Liebenau, Steinfeld), wo es in der Endphase der NS-Herrschaft noch zu zahlreichen Morden an ungarischen Juden und Jüdinnen und Zwangsarbeiter*innen gekommen war und wo heute teilweise Gsettn sind, noch totales Schweigen.



Populus alba
Silber-Pappel

Für alle Populusarten gilt: die Blätter im Frühjahr bis in den Sommer zu Sauerkraut verarbeitbar, getrocknet und pulverisiert zu Streckmehl und als Würze zu allerlei Speisen, die innere Rinde im Frühjahr als Kochgemüse oder getrocknet als Mehl, die Knospen im Frühjahr bis in den Sommer zu Schnaps, die jungen Triebe und Blätter im Sommer zu Kochgemüse. Der Blutungssaft des Stammes kann im Frühjahr frisch gezapft oder dann als Sirup eingedickt werden.

Perpetuum mobile oder vom Wert des Wertlosen

Skizzen zur politischen Ökonomie der Gstettn in vier Bildern

1. Der Berater

Alles ist knapp: Zeit, Öl, Rohstoffe, Wasser, Luft, Arbeitsplätze sowieso, Wohnungen, Anlagemöglichkeiten. Darum müssen wir immer noch mehr arbeiten und produzieren und noch mehr Geld ausgeben, um Arbeitsplätze zu schaffen, uns einen ausreichenden Teil an den knappen Gütern zu sichern und machen dadurch alles noch knapper – Zeit, Öl, Rohstoffe, Wasser, Luft, Arbeitsplätze, Wohnungen und erst recht das Geld in den Stadtkassen. Und die Stadtregierungen müssen jedes noch so kleine Fleckchen Stadt an Immobilienhaie verkaufen um die leeren Gemeindekassen zumindest mit dem Nötigsten auszustatten. Goldene Zeiten für Investor*innen und Berater*innen.

Zufrieden geht er durch die Stadt, er hat ganze Arbeit geleistet. Die Stadtregierung hat den Anleger*innen gute Bedingungen geboten, das treibt die Wirtschaft an. Hier ein neues Einkaufszentrum, dort das Luxusobjekt mit den Vorsorgewohnungen. Seit Wohnungen nicht mehr zum Wohnen, sondern als Anlageobjekte verkauft werden, ist das Immobiliengeschäft wirklich viel

attraktiver geworden. Plötzlich stutzt er – was ist denn das? Über der Plakatwand, die die Eröffnung des neuen Shoppingpalastes anpreist, ragen Baumwipfel empor, hat er da etwas übersehen, etwas, das sich noch zu Geld machen ließe?

Er tritt näher, findet einen Spalt an der Mauer zum angrenzenden Haus, zwingt sich hindurch und steht – auf einer Gstettn! Ungläubig schaut er um sich. Ungeordnetes Chaos, kreative Vielfalt, eine Katze verschwindet im Dickicht, eine Schar Vögel fliegt auf, ein Hollunderstrauch von Bienen umschwärmt. Diese Pflanzen hier, die hat doch seine Großmutter gesammelt und daraus Medizin gemacht und oft den Nachbar*innen weitergegeben. Zum Glück ist eine solche Umgehung des Marktes inzwischen durch die Patentierung von Pflanzeninhaltsstoffen schwerer geworden, wo kämen wir denn hin, wenn jeder einfach alles verschenken würde! Bei dem Gedanken an seine Kindheit erfüllt ihn Unbehagen, hat er doch sein ganzes Leben darauf verwendet, alles Irrationale und Unproduktive, alles Zweck- und Wertlose

aus der Welt zu verbannen und alles dem rationalen und unbestechlichen Walten des freien Marktes zu überantworten, zum Wohle aller, davon ist er überzeugt; wenn es erst wirklich funktionieren würde und es nicht all die Widerstände gäbe! Warum nur muss man die Menschen zu ihrem Glück immer zwingen? Und da steht doch tatsächlich ein alter Stuhl, Reste von einem Lagerfeuer, ja es scheint, dass hier manchmal jemand übernachtet, sich vielleicht von den Beeren holt oder von den Heilkräutern! Und das alles, ohne dafür zu bezahlen, lauter Trittbrettfahrer*innen, die nur haben wollen, ohne etwas dafür zu leisten! Die geringe Leistungsbereitschaft der Menschen heutzutage ist das größte Problem, ärgert er sich.

82

Er ist verstört, geht weiter durch die Stadt, nunmehr aufmerksam für das, was er vorher übersehen hat und es wird ihm klar: seine Arbeit ist noch lange nicht vollendet, noch immer gibt es zahllose Gstettn, die sich der Verwertung entziehen – wertlose Orte inmitten des Unternehmens Stadt. So geht das nicht, meint er entschlossen, da lässt die Stadt doch jede Menge Geld liegen, da hat man verabsäumt, den Wert dieser Grundstücke den Investor*innen entsprechend zu vermitteln und dann das Gejammer um Steuererhöhungen! Er muss morgen dringend mit dem Bürgermeister sprechen. Es braucht ein Businessmodell, ein Managementkonzept, ein Vertriebsoptimierungsprogramm und Qualitätssicherungsinstrumente.

Er lässt seinen Blick schweifen. An dem Haus am gegenüberliegenden Ende

der Gstettn prangt ein Schild „AMS“ – natürlich, das ist es! Man könnte doch aus der Not eine Tugend machen, die unbebauten Flächen in der Stadt als Erlebnispark zugänglich machen, Kinder und Erwachsene könnten dort Pflanzen und Tiere kennen lernen, dürften auch von den Beeren kosten – Kinder glauben doch ohnehin, die kommen aus dem Supermarkt – da muss man dann nur ordentlich Eintritt dafür verlangen. Genau das Richtige für die Absolvent*innen dieser Orchideenfächer, die dann doch beim AMS landen, weil sie nichts Vernünftiges gelernt haben, die sollen zeigen, was sie können. Daneben ein Erotik-Etablissement – was läge näher, als die verwilderte Natur ins Geschäftsmodell mit einzubeziehen. Exklusivangebot – Sex unter freiem Himmel, jedem Tarzan seine Jane, entdecken sie ihre romantische Ader! Haben denn die Menschen gar keine Ideen, muss ich mir denn alles selbst einfallen lassen? Aber morgen geht's los, wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen würden!

Voller Elan geht er an die Arbeit, aber mit den Wochen, die vergehen, wächst die Verunsicherung, je mehr er sich bemüht, umso mehr scheint ihm das Ganze zu entgleiten. Es kommt ihm vor, als ob um ihn herum die Gstettn aus dem Boden wüchsen. Für jedes Grundstück, das die Stadtregierung verkauft, entdeckt er ein weiteres, ungenutztes. Das neue Unternehmen „Natur erleben in der Stadt“ läuft auch nicht an, niemanden scheint es zu interessieren. Die Damen und Herren Akademiker*innen haben wohl auch keine Ahnung vom Marketing. Aber auch für Sex unter freiem Himmel will niemand zahlen.

Sammlung verstrichener Ideen



Abb. 12

Eigentlich ist das ja kein Wunder, das kann man auch gratis haben. Leider, irgendwie kriegen wir das nicht in den Griff. Privateigentum schafft klare Verhältnisse, alle Dinge gehören genau einem Menschen, niemand anderer darf sie nutzen. Dadurch entsteht Knappheit und dann kann der Markt seine segensreiche Wirkung entfalten. Vieles haben wir ja schon geschafft, sogar dort, wo eigentlich gar nichts knapp ist. Bei Wissen, Informationen, Musik, haben wir die richtigen Instrumente entwickelt, um sie knapp zu machen. Sogar die Verschmutzungsrechte an der Atmosphäre kann man einzelnen Personen zuteilen, nur mit der Nutzung von Natur klappt das nicht. Diese Welt hat einen entscheidenden Konstruktionsfehler, denkt er resigniert, sie lässt sich nicht vollkommen verwerten. Er ist müde, frustriert, und außerdem wird er in letzter Zeit das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Macht sich da nicht jemand über ihn lustig?

2. Der Ökonom

Alles ist knapp: Zeit, Öl, Rohstoffe, Wasser, Luft, Arbeitsplätze sowieso, Wohnungen, Anlagemöglichkeiten und erst recht das Geld in den Stadtkassen. Und die Städte müssen jedes noch so kleine Fleckchen Stadt an Immobilienhaie verkaufen, um die leeren Gemeindegassen zumindest mit dem Nötigsten auszustatten. Wirklich jedes? Nein, noch immer entziehen sich zahllose Gasetten ganz offensichtlich der Verwertung – wertlose Orte inmitten des Unternehmens Stadt. Marktversagen? Staatsversagen? Seit einiger Zeit schon schaut er jetzt besorgt aber auch leicht amüsiert den Bemühungen des Beraters zu. Eigentlich wüssten wir es doch längst, seufzt er. Durch den ständigen

Drang nach Wachstum und Verwertung entzieht sich der Kapitalismus selbst seine Grundlagen. Er ist nicht aus sich selbst lebensfähig, ist immer angewiesen auf Kolonisierung und Ausbeutung.

Wertlose Räume inmitten der Zentren der kapitalistischen Akkumulation sind keineswegs Marktversagen, sie sind im Gegenteil die Voraussetzung für sein Funktionieren. Die kapitalistische Produktionsweise, deren Hauptaufgabe die Inwertsetzung des Wertes zum Zweck der Vermehrung des Kapitals ist, braucht immer das Außerhalb, um ihren endlosen Wachstumsdrang befriedigen zu können. Wäre alles „verwertet“, in den Kreislauf der Geldvermehrung als Selbstzweck einbezogen, wäre das das Ende des Kapitalismus! Vielleicht, so überlegt er, tragen Leute wie der Berater oder die Tea Party Bewegung mehr zum Ende des Kapitalismus bei, als unsere zaghaften und bisher erfolglosen Versuche, diesen mehr als 150 Jahre alten Theorien zum Durchbruch zu verhelfen? Nur wie wird dieses Ende aussehen? Sehr wahrscheinlich wird es ein Ende mit Schrecken sein! Wir sind einfach zu wenige, nur eine Handvoll Leute, können kaum etwas gegen die Übermacht der Marktenthusiast*innen ausrichten, aber in den letzten Jahren scheint es doch ein wenig mehr Interesse an unserem Wissen zu geben, vielleicht ist noch nicht jede Hoffnung verloren.

In einem allerdings hat er sich verschätzt der Alte damals, war wohl auch zu seiner Zeit noch nicht so klar absehbar: was die Fähigkeit des Kapitals betrifft, sich immer wieder am eigenen Schopf aus den von

ihm verursachten Krisen zu ziehen, immer wieder die 99% der Menschen, von deren Ausbeutung er lebt, davon zu überzeugen, dass alles nur zu ihrem Besten geschieht. Heute würde er manches anders sehen gewiss, und das mit der Revolution, so leicht ist das wohl doch nicht. Wenn er noch erlebt hätte, was sie aus seiner Idee gemacht haben damals, er hätte sich im Grab umgedreht. Das Schlimme ist, dadurch wurde die Idee an sich kompromittiert, die Begriffe sind ja immer noch verpönt, man kann sie kaum noch verwenden – daran werden auch die Wortspiele mit dem Commonismus nichts ändern. Wir brauchen etwas ganz Anderes, etwas, das wir erst erfinden müssen ...

Was heute jedenfalls deutlicher sichtbar wird als damals: der noch nicht oder nicht mehr verwertbare Raum außerhalb des Kapitalismus ist das Potenzial für weiteres Wachstum. Damit sich die Spirale der Verwertung weiter drehen kann, müssen immer wieder neue Bereiche in den Markt herein geholt werden. Weil wir in einer begrenzten Welt leben, das Kapital für seine Existenz aber auf unbegrenztes Wachstum angewiesen ist, müssen dafür andere Bereiche ausgeschlossen werden – mit dem Ziel, sie später wieder hereinholen zu können – perpetuum mobile, sozusagen.

Das Gerade-nicht-verwertbar-sein der Gasetten macht ihren ökonomischen Wert aus, macht sie für Spekulant*innen interessant, hier ist noch Potential für Wertsteigerung. Der Vorrat an noch verwertbarem Raum in der Stadt, das Rohmaterial für Profit und Wachstum, das noch auf

seine Veredelung wartet, auf den richtigen Zeitpunkt, an dem der Investor zuschlagen muss, während er sich an anderer Stelle zurückzieht, andere Orte an Wert verlieren, Gebäude und Wege verfallen, Bahnstrecken stillgelegt, Betriebe geschlossen werden und Natur und nicht-marktkonformes Verhalten wieder die Oberhand gewinnen. Immer wieder neue ausgeschlossene Räume, immer wieder andere ausgeschlossene Menschen. Werden wir dem je ein Ende setzen, können wir aus diesem Teufelskreis jemals ausbrechen?

3. Die Lebenskünstlerin

Was gerade nicht verwertbar ist, ist auch gerade nicht kontrollierbar. Kontrolle kostet Geld, das sich nur für Räume rentiert, die auch Profit bringen. Und während im verwertbaren, kontrollierten Raum nur gedeihen kann, was den Anforderungen des Kapitals entspricht, kann im Nicht-Verwertbaren Fülle, Überfluss, Raum für Entfaltung entstehen. Zwischen den Steinen und aus den Ruinen sprießt und grünt, was vorher mühsam ausgerottet wurde. Menschen finden Raum, die an den Konsumorten nicht gerne gesehen sind – die Kreativität und Produktivität der Gasetten entsteht aus der Symbiose von marginalisierten Räumen und marginalisierten Menschen.

Sie geht über „ihre“ Gasetten und bestaunt die Fülle, es scheint ihr, als könne sie beim Wachsen zusehen. Economics of abundance – die Ökonomie des Reichtums, des Überflusses – dort, wo nicht durch Marktmechanismen Knappheit hergestellt wird, gibt es von allem mehr als genug. Gelesen hat sie darüber, es erschien ihr auch



Abb. 13

durchaus nachvollziehbar, aber hier wird ihr plötzlich klar, was das in der Realität bedeutet. Hinter den Plakatwänden, auf denen sinnlose Produkte um teures Geld zum Kauf angepriesen werden, gedeiht Lebensnotwendiges ohne Zwang und Kontrolle und ganz ohne Verwertungsdruck. Kaum überlässt man die Natur sich selbst, finden Tiere hier Rückzugsgebiete und vermehren sich, Pflanzen kehren zurück, die kaum jemand mehr kennt. Knorrige alte Bäume neben Hollundersträuchern, Erdbeeren, Wild- und Heilkräuter, Schmetterlinge, Vögel, Eidechsen, Bienen, welche Fülle, aus der sie hier schöpfen kann! Wie schön, dass sie diesen Platz entdeckt hat, eine Oase der Ruhe mitten in der Stadt, nur wenige Schritte von ihrer Wohnung entfernt. Kein Preisschild schreibt den Dingen ihren Wert zu, was im Überfluss wächst, kann niemand verkaufen. Morgen wird sie einen Stuhl mitbringen, sie möchte gerne Zeichnungen anfertigen und die Entwicklung verfolgen. Ach ja, und eine Dose für die Beeren darf sie auch nicht vergessen, sie wird Marmelade daraus machen und ihren Freundinnen schenken.

Und je länger sie umher streift, desto klarer versteht sie die Logik der Ökonomie des Überflusses. Alles was hier geschieht, erfüllt mehrere Zwecke gleichzeitig. Damit der Hollunderbaum oder die Erdbeeren sich selbst erhalten und reproduzieren können, machen sie Dinge, die auch für viele andere nützlich sind – ohne dass diese dafür zahlen müssten. Der Baum nimmt für die Produktion seiner Nahrung Kohlendioxid aus der Luft auf und gibt Sauerstoff ab, außerdem speichert er Wasser und filtert Staub aus der

Luft, das alles nützt auch den Menschen, die in der Stadt leben. Außerdem bietet er Wohnraum für Vögel und Eichhörnchen und verlangt keine Miete dafür, er bietet Schutz und Nahrung für Viele und kann dadurch selbst besser gedeihen.

Bäume und Sträucher tragen tausende von Blüten, von denen sich Insekten ernähren. Sie tragen hunderte Früchte, die Nahrung für Tier und Mensch bieten. Einige davon fallen schließlich auf die Erde und treiben neu aus. Viele der kleinen Keimlinge werden gefressen, nur wenige wachsen wieder zu großen Bäumen heran und der Kreislauf beginnt von vorne. Und so funktioniert das etwa auch bei den Fröschen, fällt ihr ein, als sie die Kaulquappen im Tümpel sieht. Millionen Eier, tausende Kaulquappen, hunderte kleine Fröschelein und eine Handvoll, die schließlich erwachsen werden und sich wieder vermehren. Welch eine Verschwendung, könnte man meinen, aber nur wenn man übersieht, dass dabei viele andere Tiere Nahrung abbekommen und neuer Lebensraum geschaffen wird. Lauter Trittbrettfahrer, sozusagen. Aber eben auch nur auf den ersten Blick: denn die Insekten, die den Blütenstaub sammeln, befruchten ja auch die Blüten und ermöglichen erst, dass Früchte entstehen. Die Tiere, die die Beeren essen, verbreiten die Samen. Jeder macht etwas Nützliches für jemand anderen und wird dabei selbst satt. Und die Summe aller Tätigkeiten ergibt den Reichtum, den sie hier bewundern kann. Wieso sollte das bei den Menschen nicht funktionieren?

Wenn wir alle Tätigkeiten so zueinander in Beziehung setzen könnten, dass was

einem nützt, auch für andere einen Vorteil brächte, wenn jedes Ding nicht nur einem gehörte, so dass niemand anderer es nutzen darf, sondern wenn wir Dinge gemeinsam so nutzen, dass wir alle zusammen reicher würden, dann müssten wir nicht immer gegeneinander um alles kämpfen, dann würden wir nicht die Rohstoffe aufbrauchen und die Umwelt zerstören, so sinniert sie. Commons nennen das manche, hat sie vor kurzem gehört. Eine Utopie? Sie weiß es nicht, aber sie hat das deutliche Gefühl, dass es möglich sein müsste. Lieber lässt sie sich eine Phantastin schimpfen, wie es ihre erfolgreichen Freunde manchmal tun, wenn sie ihr vorwerfen, dass sie nicht hart genug an sich arbeite, um voran zu kommen, als gar keine Utopie zu haben. Denn das würde bedeuten, dass diejenigen recht hätten, die sagen, es gäbe keine Alternativen. Und außerdem: keine gesellschaftliche Veränderung hätte jemals stattgefunden, wenn nicht jemand zuvor eine Utopie gehabt hätte. Wir müssten nur anfangen, denkt sie, wenn ich nur wüsste, wie?

4. Die Macher

Eine Gruppe gewichtiger Herren steht vor einer unscheinbaren Bretterwand. Einer von ihnen trägt mehrere Rollen mit Plänen in der Hand. Ein anderer holt einen Schlüssel aus seiner Jackentasche, sucht nach der überwachsenen Tür, findet das Schloss und sperrt es auf. Die Herren betreten die Gsettn, sie zwingen sich durchs Gebüsch und putzen angewidert Blütenstaub und Dornen von ihren dunklen Anzügen. Was für ein Chaos! Hier, sagt der Mann mit den Plänen, hier kommt die Parkgarage hin, natürlich unterirdisch, die Einfahrt ist

draußen, vom Hotel aus wird man keine Autos sehen. Der Park wird möglichst naturnah gestaltet, Teiche, Kräutergärten, Blumenbeete. Das Besondere in diesem Hotel wird seine Einfachheit und Ursprünglichkeit sein, kein Marmor, kein Samt, keine Aufzüge, wir verwenden nur natürliche Materialien aus der Region, das kommt heute an und dafür sind die Leute auch bereit zu zahlen. Die Zimmer haben natürlich alle Fernseher und Internetanschluss, das ist ja heute Standard, aber jedes Zimmer hat einen Schalter, mit dem man Internet, Strom und Fernsehkabel wegschalten kann, wenn man schlafen geht, wegen der Strahlen, sie wissen ja, da werden die Menschen immer sensibler dafür, da haben wir dann wirklich ein Alleinstellungsmerkmal. Den Luxus der modernen Technik ohne ihre Nachteile zu bieten, das ist die Zukunft, da sollten sie ihr Geld investieren.

Klingt gut, sagt der Herr mit dem Aktenordner in der Hand, wieviel Prozent? 20, mindestens, antwortet der mit den Plänen. Wie sicher ist das Ganze? Todsicher, sie wissen ja, too big to fail! Wunderbar, ich bin dabei, das haben sie wirklich großartig geplant. Dass es so etwas noch gibt, einen freien Baugrund, mitten in der Stadt. Ja, meint einer, der bisher still daneben gestanden ist, darauf mussten wir auch lange warten. Ich habe ja das Haus, das früher hier stand, von meinen Großeltern geerbt, schrecklich, Denkmalschutz, sie wissen schon. Da kannst du nur Geld reinstecken und darfst nichts verändern. Fast 10 Jahre musste ich warten, bis es so verfallen war, dass ich die Abbrucherlaubnis bekommen habe. Dann haben sich die Anrainer*innen

aufgeregt, es musste erst Gras über die Sache wachsen. Aber jetzt endlich ist es soweit. Die Stadt braucht Geld, da können sie so ein Projekt nicht ablehnen. Was werden die Anrainer*innen sagen, wird es Proteste geben, fragt der Mann mit dem Aktenordner plötzlich besorgt? Nein, nein, keine Angst, meint der mit den Bauplänen, wir haben alle Bewilligungen und ich habe einen direkten Draht zum Stadtbauamt, sie verstehen?

Abgemacht! Zufrieden verlassen die Herren den Bauplatz. Einer dreht sich noch einmal um – eine Katze lugt aus ihrem Versteck, ein Vogel lässt sich auf der Himbeerhecke nieder, Blumen wachsen hier, die hat er noch nie gesehen, es scheint, dass hier sogar einmal jemand ein Lagerfeuer gemacht hat. Die Kinder aus der Umgebung denkt er, haben hier einen schönen Platz zum Spielen. Eigentlich schade, aber so ist das Leben nun eben, wir brauchen Wachstum und Jobs, da können wir uns solche Sentimentalitäten nicht leisten. Schon in wenigen Tagen werden hier die Bagger vorfahren ... Was ist eigentlich das dort, fragt er den mit den Plänen, diese alte Mauer dort an der Seite, die stört doch bei dem neuen Projekt? Die steht nicht mehr lange, in dem Haus wohnt nur noch eine alte Frau, die werden wir auch bald draußen haben und dann reißen wir es ab, das rechnet sich nicht mehr. Perpetuum mobile ...

Epilog

Die Lebenskünstlerin sitzt mit ihrem Zeichenblock vor einer Pflanze, die fast so groß ist wie sie selbst, als der Ökonom die Gsettn betritt. Beide sind überrascht.

Was macht die denn hier, die passt doch gar nicht da her? Wo kommt der denn jetzt her? Das wird doch nicht der Besitzer sein? Ich weiß, eigentlich ist hier ja „betreten verboten“! Was ist denn so Besonderes an einer kratzigen Distel, fragt er irritiert. Das ist eine Weberkarde, antwortet sie, früher wurde die als Heilpflanze genutzt und die Weber verwendeten sie zum Aufrauen des Wollstoffes, damit er schön weich wurde – und außerdem, ist sie nicht wunderschön? Die gute alte Zeit, ja? murmelt er etwas spöttisch. Nein, sagt sie, die alte Zeit war auch nicht besser als die heutige, und wir können die Zeit nicht zurückdrehen. Aber wir werden das alte und das neue Wissen brauchen, wenn wir auf dieser Welt überleben wollen, in der richtigen Mischung, da liegt die Kunst. Kunst? Lebenskunst! Man müsste, überlegt er laut, die Lebenskunst auf einer gesellschaftlichen Ebene denken können. Die Ökonomie sollte, entgegnet sie, darauf ausgerichtet sein, die Menschen zur Lebenskunst zu befähigen, wobei es allen selbst überlassen bleiben muss, welche ihrer Fähigkeiten sie entwickeln wollen. – Dazu aber müssten erst die Bedürfnisse aller befriedigt werden! – Natürlich, es gibt doch genug für alle, wenn wir nur aufhörten, alles künstlich knapp zu machen!¹ Je länger sie sich unterhalten, desto besser verstehen sie sich. Aus der Symbiose des marginalisierten Raumes und der marginalisierten Menschen erwachsen neue Ideen ...





Echinochloa crus-galli
Acker-Hühnerhirse

*Die unreifen Samen von August bis Oktober sind roh
essbar, reife Samen können zu Mehl vermahlen werden;
geröstet und gemahlen dient sie als Kaffeeersatz.*

...

RH: Eine der Sachen, die ich dabei wieder neu gelernt hab, hat mit Plakatwänden zu tun. Ich habe mir selber angewöhnt / trainiert, Plakatwände nicht zu sehen, weil ich Werbung nicht ausstehen kann. Das ist so ein massiver Eingriff in den öffentlichen Raum und das geht mir unglaublich auf die Nerven. Ich will diesen Irrsinn, der einem da entgegenbrüllt, nicht sehen. Was dazu führt, dass ich das, was dahinter ist, auch nicht sehe. Wobei ja gerade Gstettn von solchen Wänden eingefasst sind, und du kriegst dann nicht mehr mit, dass da dahinter etwas ist. Das ist wie ein Verdecken, ein Verstecken, ein Tarnen. Ich habe jetzt durch dieses Projekt wieder angefangen, anders zu schauen. Es ist halt ein Versuch – weil ich will mich ja trotzdem nicht mit der Werbung auseinandersetzen – den Blick zu heben, weil du siehst ja dann auch ganz oft irgendwelche Pflanzen herausragen. Und das kann schon auch ganz nett absurd werden, weil da siehst du dann z.B. ein riesiges Schild, auf dem das Bauvorhaben geschildert wird und das fertig hätte sein sollen vor fünf Jahren, und dahinter ragt ein Apfelbaum vor, der riesig ist, und dann wird klar, da muss was anderes sein. Da ist es dann oft gar nicht so wichtig, ob man da jetzt reinkommt oder nicht, es geht auch darum, was ich mir vorstellen kann, was da ist.

Das ist eine ganz andere Art von Stadterkundung, und für mich gehts auch nicht darum, ob man es tatsächlich nutzen kann, sondern dass es einen Raum gibt, der nicht so komplett funktionalisiert ist.

BK: Weil du gerade gesagt hast, dass es in unseren Breiten jemanden gibt, der da im Freien wohnt, hinter einem Bauzaun, das ist für dich sehr negativ besetzt. Ich finde es super, dass es in einer Stadt wie Graz möglich ist, z.B. im Sommer im Freien zu leben, wenn ich das will.

NP: Es ist schön, dass das möglich ist, aber wenn du das siehst und mitkriegst, das ist beinhardt, ich möchte nicht in dieser Haut stecken. Es ist gut, dass es möglich ist, dass das jemand in Anspruch nehmen kann, weil schlimmer wärs, ...

WM: Weil sie von der Exekutive in Ruhe gelassen werden. *(allgemeine Zustimmung)*

BK: Ich könnte mir schon vorstellen, dass ich das mögen würde, im Sommer mit meinem Zelt.

RH: Naja, der Unterschied ist: ich kann, wenn ich will, ins Hotel gehen, oder nach Hause. Da habe ich einen Schlüssel, da kann ich aufsperrn und da kann ich auch zusperren. Was ich sagen will: diese sliche, und scheinbar so wohlhabende Gesellschaft existiert nicht, und alle diese Dinge, die wir nicht haben wollen, passieren an Orten, die wir nicht sehen. Und weil wir es nicht sehen, existiert es nicht.

NP: Es kommt einfach darauf an, aus welcher Motivation heraus das passiert, wenn es freiwillig gewählt ist, dann finde ich das gut. Aber wenn es aus einem Zwang heraus passiert, weil man nirgendwo anders etwas hat, eine Rückzugsmöglichkeit, dann ist das eigentlich ein Wahnsinn.

BK: Ja, ich versteh, was du meinst, aber ich überleg mir manchmal solche Sachen, was ist,

wenn ich meine Miete nicht mehr zahlen kann, was tu ich, und ich würde nie in ein Obdachlosenheim gehen wollen oder so, und ich geh manchmal durch die Stadt und überlege, wenn ich mal keine Wohnung mehr hab, wo würd ich mir mein Zelt hinstellen. Und ich finde, dass es trotzdem auch für solche Leute eine Qualität ist, dass es diese Möglichkeit gibt, dass die noch die Wahlmöglichkeit haben, geh ich in die Arche oder geh ich dorthin, ich finde, dass das eine Wahlmöglichkeit ist.

NP: Eine Gstettn, wo wir dann Menschen angetroffen haben, die waren ja total genial und findig, weil die Gstettn war abgeschlossen, und die haben das vermutlich vorher vorhandene Schloss entfernt und jetzt ein eigenes draufgehängt. *(allgemeines Gelächter)*

RH: Das war eine einigermaßen skurile Begegnung, weil ihnen nicht ganz klar war, was wir da jetzt wollen. *(allgemeines Gelächter)*

BK: Weil nicht klar war, wer da jetzt der Eindringling ist. *(allgemeines Gelächter und alle reden durcheinander)*

RH: Ja, und es war auch nicht richtig gut erklärbar, was wir da jetzt tun wollen und ich war dann schon froh, als wir wieder draußen waren, weil diese Unsicherheit, auch die für die Leute dort, wieder weg war.

WM: Sie haben euch also schon das Gefühl vermittelt, es ist in deren Besitz, oder?

NP: Wir haben eindeutig ihr Territorium betreten,

RH: Und es war gleichzeitig das Gefühl da, es ist ihres und es ist nicht ihres. Und es war auch nicht klärbar, dass uns das gar nicht interessiert.

BK: Wie seid ihr dann da reingekommen?

RH: Naja, wir haben geklopft und sie haben uns gesehn, wir haben durch den Zaun verhandelt und dann haben sie uns reingelassen

BK: Für mich hat das eine ganz hohe Qualität, zu wissen, es gibt solche Räume, egal, ob die nun illegal da waren. Einfach zu wissen es gibt solche Plätze, du bist nicht immer am Präsenzierteller, wenn ich mal nicht sichtbar sein will, nicht kontrollierbar, dann gibt es Plätze, wo ich das noch haben kann.

NP: Ich finds auch sehr spannend bei dieser Gstettngeschichte, dass ich ständig Dinge revidieren muss, z.B. die Plakatwand-Geschichte, die ich ja grundsätzlich problematisch finde. Eine Gstettn, die ich genauer untersucht hab, hat eine neue Plakatwand bekommen, keine große. Anfangs hat mich das unglaublich aufgeregt, und hab dann aber beobachtet, dass sich hinter dieser Plakatwand Leute sehr gern hinsetzen und ihre Ruhe haben. Also, wie es halt so ist im Leben – es hat alles eine positive und eine negative Seite auch.

WM: Ja, mir ist das auch aufgefallen, die Befürchtung, dass wenn ihr da was macht, dass man die Gstettn vor dem Gesehenwerden schützen muss, sie sichtbar machen wollt ihr dann trotzdem nicht.

RH: Auch zu wissen, dass das total absurd und widersprüchlich ist. Ich will nicht schützen, aber was für mich wichtig ist, ist zu wissen, dass unsere Handlungen Konsequenzen haben, und sich damit auseinanderzusetzen. Das Konsumierbare daran zu reduzieren, also eben nicht die Liste mit Adressen, sondern eher: so findet man sie. Also anstoßen, dass Menschen sich damit auseinandersetzen. Was sehe ich dann, und was bekomme ich präsentiert an Oberfläche?

NP: Auch wegzukommen von einem romantisierenden Blick, dass es ganz viele andere Faktoren, Einflüsse gibt, was da dahinter steht, außerhalb von „schöne Ruine“.

WM: Das heißt, die Befürchtung geht eher in die Richtung, eben so nicht verstanden zu werden. Ihr versucht, dem Phänomen zu begegnen, eine Sprache dafür zu finden, und aus eurem Prozess heraus findet ihr zu bestimmten Formen, und die werden schnell wieder zugeordnet, interpretiert und weiterverarbeitet, und da eher die Gefahr, dass es für bestimmte Diskurse verwendet wird, die jetzt politisch sind, wie der Sicherheitsdiskurs. Der ist aber relativ offensichtlich, den sehen wir auch sofort. Oder zu Diskursen führt, die man so leicht gar nicht sieht, dass sie dann quasi missbräuchlich verwendet werden, weil sie Politiker*innen zupass stehen oder was auch immer. Das sind so die Dinge, die mir unmittelbar als Gefahr einfallen. Und dann ist man Teil eines Diskurses, den man eigentlich nicht haben möchte.

RH: Und auch hier wieder dieser Widerspruch, denn: was soll ich denn da befürchten, dass da missbrauchbar ist. Was soll da denn missbräuchlich verwendet werden können. Gleichzeitig geht es aber schon darum, über alle möglichen Dinge zu sprechen, nachzufragen, was denn Norm und Normalität ist. Die Handlungsmöglichkeiten dessen, dass man da etwas überschreiten darf, weil man das in Frage stellt, warum etwas so organisiert ist, wie es eben organisiert ist, dass das schon wichtig ist, weil es etwas damit zu tun hat, was passiert öffentlich überhaupt noch, wer spricht und wer spricht über welche Themen öffentlich und in welcher Weise? Und wie oft tauchen da noch Dinge auf, die ein bisschen außerhalb einer Norm sind.

■



Melilotus albus
Weiß-Steinklee

*Alle Arten Klee sind essbar.
Blätter, vor der Blüte, zu Salaten geben. Getrocknete Blüten von Mai bis
August als Streckmehl, als Würze zu Süßspeisen, Fisch und Wild. Wegen
des vanilleartigen Geschmacks wird er dem Schnupftabak beigegeben.*

Inseln am Festland: Mega-Gstettn Nationalparks



101

Die Suche und Sehnsucht nach dem wilden Paradies, den Gstettn der Welt, nimmt auch andere Formen an als die Besetzung urbaner Brachen. Den Blickwinkel global erweiternd schrumpfen die Städte nach dem Herauszoomen zu Punkten, aber andere Ausnahme-Flächen sind in diesem Maßstab noch zu erkennen: Militärische Sperrzonen, Diamantenfelder oder Naturschutzgebiete zum Beispiel. Wenn man Letztere betrachtet, fällt auf, dass ein beachtlicher Oberflächenteil der Welt unter Naturschutz steht, immerhin 11,5% der Erdoberfläche und 8,7% der Meeresfläche¹. Das Verhältnis von Flächen, die in ein Regelwerk von Bebauungsvorschriften und nationalen Gesetzen eingebunden sind und denjenigen, die dazu Ausnahmen

bilden, sind zueinander proportional, die Ausnahmen sind alles andere als marginal. In diesen „gesellschaftspolitischen Lücken“ entstehen oft Konflikte, weil diese großen Areale von Nationalparks beispielsweise der Nutzung der Bewohner*innen umliegender Flächen vorenthalten werden. Aber mitunter ist der Konflikt geradezu der Nährboden für diese großflächigen Ausnahmen. Wenn man von dem extremen Maßstabssprung (von den Grazer Gstettn zu Nationalparks, einer Kategorie von Naturschutzgebiet) absieht, bemerkt man, dass einzelne Merkmale der Grazer Gstettn geradezu in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Das betrifft vorrangig die Benutzbarkeit und Möglichkeit der Aneignung, die eng

mit den räumlichen Voraussetzungen und Konsequenzen verwoben sind. Vielmehr erklärt dieses Beispiel die Nicht-Nutzbarkeit und die Unmöglichkeit der Aneignung durch Menschen mittels Architekturen und Mechanismen, handelt es sich ja um eine Fläche, die primär dem Naturschutz, Tieren und Pflanzen, und sekundär reisenden Tourist*innen gewidmet wird.

Slavoj Žižek beschreibt Ökologie als das neue *Opium der Massen*². Jährlich macht sich eine Vielzahl von Tourist*innen auf, um Tausende von Kilometern in Nationalparks zu fahren und dort den Kontakt zur „unberührten“ Natur zu suchen. In der Betrachtung der globalen Nationalpark-Gesamtsituation fallen so die Urlaubsgärten der westlichen Gesellschaft besonders durch die regelmäßige Verteilung und teilweise durch ihre enorme Größe auf. Das Konzept des „der-Natur-Überlassens“ nimmt also verschiedene Formen und Größen an. Die offensichtlichste Parallele zu urbanen unkontrollierten Freiflächen ist, dass es sich um Restflächen handelt, die sich für den konventionellen Gebrauch im alltäglichen Bedürfnisnetz der Anrainer*innen bisher als ungeeignet oder gefährlich herausgestellt haben und deshalb von menschlicher Besiedelung „leer“ geblieben sind, so dass sich die Tier- und Pflanzenwelt besonders gut entfalten konnte. Bei einer Vielzahl von Nationalparks handelt es sich aber auch um eine Ausradierung der alltäglichen Nutzung durch eine tragische Periode wie Krieg oder politische Unruhen, einen „Entstehungskonflikt“, der eine Leere erzeugt.

Das Nicht-Verwenden und Nicht-Verändern von Land führt zu einer Brache, in der sich „Natur“ frei entfalten kann, weil

sie nicht kultiviert wird. Wenn man sich durch eine Vielzahl von Geschichten von Nationalparks gräbt, findet man verschiedene Gründe, warum genau diese Flächen *nicht* für Landwirtschaft, Besiedelung, Jagd oder Viehzucht genutzt werden. Eine Gruppe von Gründen scheint die Landschaft auf Brache geradezu vorzubereiten: Geschichten von Krieg und Vertreibung, schwierige Neuordnungen von Besitzverhältnissen und Zugehörigkeiten, die die Architekturen und andere menschliche Benutzungsspuren ausstrahlt haben. Dazu muss man einige dieser Geschichten kennen. Man könnte anfangen, hier die historischen amerikanischen Beispiele aufzuzählen, die unweigerlich mit der Besetzungsgeschichte verbunden sind,³ es scheint mir aber viel spannender (weil unerwarteter), aktuelle globale Folgebeispiele des zeitlich und räumlich migrierten Konzepts Nationalpark zu betrachten, weil hier einerseits die lokale Adaptierung eines globalen Konzepts beobachtet werden kann, andererseits aber auch die Verschränkung mit dem Konflikt. Ein europäisches Beispiel ist das Gebiet des *Nationalparks Plitvicer Seen* in Kroatien, das man aus den Karl-May-Filmen kennt. Es wurde nacheinander von den Japoden, Römern, Ostgoten, Awaren und Kroaten beherrscht, Mongoleneinfälle waren eine permanente Bedrohung. 1493 kam es zu einer entscheidenden Schlacht am Krbava-Feld, der beinahe der gesamte kroatische Adel zum Opfer fiel. 1583 ließ der Habsburger Ferdinand I. eine Grenze zum osmanischen Reich errichten und machte das Land zum militärischen Sondergebiet: es kam zu Flüchtlingsströmen in den Westen, in den verlassenen Gebieten wurden Serben „angesiedelt“. Aufgrund von

Unruhen und Verwüstungen erhielt das Gebiet den Beinamen „Garten des Teufels“. Die Türken erreichten öfter die Vorherrschaft über die Seen, danach herrschten wieder die Habsburger, Napoleon dazwischen. Während des Ersten Weltkriegs wurde das Gesetz zum Schutz der Plitvicer Seen beschlossen, während des Zweiten fanden dort geheime Treffen der Kommunistischen Partei Kroatiens statt. Ebenfalls in diesem Gebiet wurde der antifaschistische Landesrat zur Volksbefreiung Kroatiens gegründet. 1991 kam es inmitten des Parks zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Serben und Kroaten. 1991-95 wurden während des Krieges viele Gebäude zerstört, danach herrschte Minengefahr.⁴ Der *Nationalpark Nino Konis Santana* in Osttimor zum Beispiel wurde 2008 eröffnet und nach dem dort geborenen osttimoresischen Freiheitskämpfer Nino Konis Santana benannt. Das Gelände war Rückzugsgebiet für die Unabhängigkeitskämpfer der FALINTIL im Kampf gegen indonesische Besatzer. Historisch wichtige Orte des Parks stammen aus der portugiesischen Kolonialzeit, der japanischen Besatzung und dem Zweiten Weltkrieg.⁵ Interessante Beispiele finden sich auch in Afrika, wo die Geschichten der Nationalpark-Gebiete (wie in Osttimor) stark mit der Kolonialzeit verwoben sind: Wie kam es dazu, dass zum Beispiel die 4.000 km² des *Nationalparks Gorongosa* in Mosambik⁶ bisher nicht als Wohnraum genutzt wurden? Was hat diese Ausnahme verursacht oder produziert? Zwischen 1921 und 1960 wurde zum Beispiel das Gebiet des Gorongosa Nationalparks Tourist*innen und Politiker*innen als Jagdreserve zur Verfügung gestellt, zu Beginn verwaltet von

der *Companhia de Moçambique*⁷, danach von der Kolonialmacht. 1960 wurde das Gebiet von der Portugiesischen Nationalmacht von einer Jagdreserve in einen Nationalpark, einen weltweit bekannten touristischen Hotspot, transferiert und bis zur nationalen Unabhängigkeit 1975 von den *Serviços de Veterinária Coloniais* verwaltet.⁸ Vor Ort hört man, dass es heute noch Personen gibt, die den portugiesischen Besatzer*innen das Abbrennen der Dörfer im Nationalparkgebiet sehr übel nehmen. In den *Goldenen Jahren* wurden Tourist*innen, darunter „Weltstars“ wie zum Beispiel die Astronauten der Apollo 13, in das Naturschutzgebiet eingeflogen, und ein umfassend ausgestattetes Camp servierte im Restaurant bis zu 400 Mahlzeiten pro Tag zwischen den Safaris.⁹

Während des Bürgerkriegs hielten bewaffnete Truppen Einzug in das ehemals weltberühmte Chitengo-Camp. In der späten Phase des Bürgerkriegs (bis 1992) installierte die RENAMO (Nationale Widerstandspartei) ihr Hauptquartier im schlecht erschlossenen Norden des Nationalparks, während im Süden die FRELIMO (Mosambikanische Befreiungsfront) das Chitengo-Camp verwendete. Die gegnerischen Parteien FRELIMO und RENAMO ernährten sich abwechselnd vom Tierbestand und rotteten die größeren Tiere fast aus.¹⁰



Es gibt weltweit verschiedenste Beispiele, mit dem resultierenden Konflikt aus Geschichtsaufarbeitung, Nutzungsansprüchen und Naturschutz umzugehen. Das Beispiel in Mosambik scheint mir besonders gut lesbar, da der Einkommensunterschied der durchschnittlichen Tourist*innen und der Bewohner*innen des Umlandes kaum größer sein könnte. Am Rande möchte ich aber auch den Konflikt zwischen der Haltung der Parkadministration und meinem Interesse erwähnen: Seit 2004 arbeitet die mosambikanische Regierung zum Zweck der Restaurierung des Parks mit der amerikanischen Carr Foundation zusammen. Als erste Informationsquelle in Mosambik kontaktierte ich diese private Stiftung, die Gelder in der Höhe von etwa 40 Millionen Dollar für den Wiederaufbau des Nationalparks zugesagt hat. Meine Frage nach räumlichen Veränderungen aufgrund des global migrierten Konzepts Nationalpark war in die Forschungsinteressen des Nationalparks nur schwer integrierbar und ich musste trotz einer hohen Gebühr für die Forschungserlaubnis lange warten, bis mein Forschungsantrag vom Tourismusministerium genehmigt und von der CARR Foundation unterzeichnet war. Die Frage nach der Geschichte des Nationalparks schien nicht sehr willkommen. Man *versuche, an die Zukunft zu denken*, erklärte mir Regina Cruz, eine Mitarbeiterin des IUCN¹¹. Wie sich die Konflikte zwischen globalen Naturschutz- und Tourismusansprüchen und lokalen Bedürfnissen der letzten Bewohner*innen räumlich auswirken, kommt bei jedem Änderungsversuch von Neuem zu Tage. Räumliche Veränderungen, die die Grenzziehung betreffen,

rollen das Verhältnis jedes Mal wieder auf. Das Nicht-Eingreifen in die Natur und der Wiederaufbau des sehr stark geschrumpften Tierbestandes entspricht einem nahezu biologischen Repertoire: Abbrennen von Dörfern war in der Kolonialzeit die Strategie, das Verwurzeln außerhalb des Naturschutzgebietes die Heutige. Aus architektonischer Sicht ist das Verwurzeln eine interessante Strategie, weil es sich vorwiegend baulicher Mittel bedient: der Bau von Schulen und Krankenhäusern soll medizinische und pädagogische Lebensgrundlagen bilden, die in einem Land wie Mosambik für den Großteil der Bevölkerung alles andere als selbstverständlich sind und automatisch Migration als Konsequenz nach sich ziehen. Die Besiedlungsinfrastruktur auszulagern bildet neue Ballungen direkt vor dem Naturschutzgebiet, was wiederum zu Konflikten mit dem Jagdrecht und zu Wilderei führt.¹² Hier wird von der Nationalpark-Verwaltung einiges unternommen, damit alternative Ernährungsmöglichkeiten entstehen. Es werden Jobs vergeben, die dazu beitragen, das Konzept des Nationalparks aufrecht zu erhalten. Gemüse-Lieferant*innen aus den anliegenden Dörfern, Guides, Forstarbeiter, Tourismus-Bedienstete, Putzkräfte und viele mehr, aber auch Schulen sollen längerfristig einen Ausweg aus der direkt naturabhängigen Versorgung schaffen. Das Prinzip des Naturschutzes ist nämlich ein westliches und Kompromisse sind nicht leicht zu finden. Vielleicht liegt das Problem aber auch nur an der Übersetzung, denn rituelle Traditionen haben manchmal vergleichbare Auswirkungen wie der Naturschutz. So glauben zum Beispiel die Menschen in Nhansore im Norden des Nationalparks,

dass verstorbene *Regulos*¹³ zu Löwen werden und würden deshalb keine Löwen töten. Durch einen Umzug aus dem Nationalparkgebiet würden sie genau diese Ahnen verärgern und von ihnen gefressen werden können.¹⁴

Wie kommt es dazu, dass manche Gebiete nicht von der Zivilbevölkerung genutzt werden? Die Nicht-Nutzung durch die Anrainer*innen ist aufgrund von Krieg, Vertreibung und Umsiedlung keine ganz freiwillige. Aber wie werden diese 4.000 km² dann genutzt? Das ist immerhin fast das Doppelte von Vorarlberg. Zunächst brauchen diese Orte auch Geld, um die Struktur aufrecht erhalten zu können. Also versucht man, sie für Tourist*innen zu öffnen. Damit soll andererseits auch das Versprechen der ersten (amerikanischen) Nationalparks eingelöst werden: nämlich, dass der Nationalpark ein offener Ort ist, der allen zur Erholung zur Verfügung steht. Präsident Theodore Roosevelt verkündete 1903, *dass die Wildnis zum Wohle der Kinder unserer Kinder unberührt bleiben müsse*¹⁵ und Frederick Law Olmstead, der Vorsitzende der Kommission der ersten (amerikanischen) Naturschutz-Kommission schrieb in seinem Advisory Report schon fast 40 Jahre zuvor, dass es der Wille der Nation sei, dass diese Szenerie nie als Privatbesitz, sondern nur für öffentliche Zwecke genutzt werden soll.¹⁶ Problematisch ist das Vorenthalten für die Öffentlichkeit aber dann, wenn diese sich den öffentlichen Raum nicht leisten kann, weil es zum Beispiel keinen öffentlichen Transport gibt wie im Nationalpark Gorongosa. Im Chitengo-Camp befinden sich auch mehrere Ruinen aus der Kolonialzeit, die während den Bürgerkriegskämpfen

stark beschädigt wurden. Dafür eine Verwendung zu finden, die sowohl internationalem Tourismus und Naturschutz als auch Ansprüchen von Anrainer*innen und mosambikanischer Geschichte gerecht wird, ist eine Herausforderung, der sich eigentlich niemand stellt. In eigenen Interviews mit Bewohner*innen urbaner Vororte hat sich aber großes Interesse an diesem Ort und an seiner Geschichte gezeigt.¹⁷ Gleichzeitig verschwinden regelmäßig Teile von Ruinen, die zur Befestigung von Wegen für die Game Safari verwendet werden.



Interessant sind auch die Gruppen, die in diesen Gebieten Rückzugsmöglichkeiten finden: Militärs, Guerillas, Besatzer*innen, Pirat*innen, Jäger*innen Forscher*innen, Tourist*innen und Aussteiger*innen. Davon fördern manche – wie Militärs, Guerillas, Besatzer*innen oder Pirat*innen die Entstehung von großen Brachflächen, andere wie Tourist*innen oder Forscher*innen kommen nach der Umwidmung zum Nationalparkgebiet. Dennoch gibt es formale Gemeinsamkeiten: Das Leben, das fernab der Zivilisation mit Supermarkt, Krankenhaus, Bildungssystem und Überwachung stattfindet, ist einfacher, wenn man sich zur Aufgaben- und Wissensteilung in Gruppen formiert. Der Naturraum hört auf, ein solcher zu sein, sobald der Mensch in

ihm lebt¹⁸, und beginnt, ihn zu kultivieren. Der Raum stellt ähnliche Anforderungen an Guerilla-Kämpfer*innen wie auch an Forscher*innen, die architektonischen Lösungen sind einander ebenfalls ähnlich: Sie leben in temporären Zeltstädten, in weitgehend autonomen Camps, auch wenn sie den Ort zu verschiedenen Zwecken für den Aufenthalt gewählt haben. Lesbar wird die Gemeinsamkeit auch in den Ausformulierungen der Verteidigungsapparaturen wie Waffen und Zäune zum Beispiel. Die Personen tauchen in Gruppen auf, denn im Verbund sind sie stärker und die *Ansteckung*¹⁹ beziehungsweise Anpassung sowohl mit der Naturwelt als auch mit den anderen Mitgliedern der Gruppe wird durch die Formierung verstärkt. Das ist auch mit Grund, warum das Bleiben der letzten Bewohner*innen des Nationalparks speziell gefährdet ist: Sie formieren sich kaum außerhalb der Familien um gemeinsam ihre Interessen zu wahren, in manchen Gegenden gibt es keinen Handy-Empfang zu einzelnen Dorfteilen, zusätzlich nur kilometerlange Fußwege.

Das *Chitengo Camp* ist nach einem „Kriegshelden“ benannt, der mit der portugiesischen Besatzungsmacht kollaborierte. Das Camp ist eine temporär erscheinende dauerhafte Form für Tourismus und Forschung, eingerichtet während der Kolonialzeit. In ihm wird der Naturraum verwaltet und kontrolliert. Besonders die Abtrennung an den Nationalparkrändern wird sorgsam überwacht, damit einerseits kein Mensch zum Jagen die Grenzen übertritt und andererseits möglichst wenige Tiere die Grenze von innen nach außen übertreten. Elefanten etwa werden mit Sendern ausgestattet,

sodass ihre Lage jederzeit ermittelt werden kann. Alltagsmobilitäten (der Menschen) wie zum Beispiel die Nahrungsbeschaffung werden unterbunden und durch touristische großräumige Mobilitäten ersetzt. Die Zugänglichkeit ist davon abhängig, ob man sich ein Auto (und den Treibstoff) oder den organisierten Transport leisten kann oder nicht. Gregory C. Carr, dem Leiter der Carr Foundation, ist es ein Anliegen, eine öffentliche Busstation im Camp einzurichten.²⁰ Zur Zeit ist die Erreichbarkeit aber stark an finanzielle Mittel gebunden. Deshalb ist das Chitengo Camp durch Autonomie, Kontrolle und Notwendigkeit charakterisierbar²¹: Seinem Umfeld gegenüber ist es weitgehend autonom, weil es eigene Infrastrukturen aufgebaut hat; im Camp wird das Umfeld bis zur Nationalparkgrenze kontrolliert (sowohl Tiere als auch Menschen); die Notwendigkeit wird ideell durch die Abholzung der Wälder, die drohende Ausrottung von Tierarten und die Krise der Natur argumentiert, konkret durch die Bedürfnisse der Menschen vor Ort und finanziell mit dem Erwerb von Einkünften.



Der Grund für den Titel „Inseln am Festland“ ist, dass die erwähnten Nationalparks vom alltäglichen Benutzungsrastrer in Bezug auf menschliche Nutzungen aus dem Umfeld oft geradezu abgeschnitten,

abgegrenzt wurden und durch neue Strukturen und Typologien ersetzt wurden. Diese neuen Strukturen wiederholen sich global und die Tourist*innen und Forscher*innen können von einem zum anderen reisen, wie Inselkreuzfahrer.²² Gleichzeitig ist dieses Abgrenzen eine Reaktion auf das Umfeld. Der *Naturzustand ist in Wahrheit ein Ausnahmezustand, in dem der Staat für einen Augenblick (...) tanquam dissoluta [vollkommen aufgelöst] erscheint*.²³ Hier ist der Ausnahmezustand gleichzeitig Normalzustand, diese zeitliche Ambivalenz bezüglich Limitation wirft die Frage nach der räumlichen Grenzziehung auf. Die Grenze um den Nationalpark Gorongosa ist nicht immer sichtbar. Manchmal sind die Grenzen Wege, manchmal Flüsse, und mancherorts weiß einfach jeder Bescheid. Tatsächlich eingezäunt hingegen ist das touristische Camp, Tourist*innen werden vor den wilden Tieren geschützt. Die Tore stehen aber meistens offen. Um ins Camp zu gelangen, muss man zwei Grenzen überqueren: das erste Mal bei der Durchfahrt in das Nationalparkgelände und das zweite Mal beim Befahren des Camps. Dort angekommen, muss man jedenfalls unterschreiben, dass man die Regeln des Nationalparks beachten wird, dass man sie und die Gefahren verstanden hat und über letztere aufgeklärt ist.²⁴ Die Gefahren der Natur unterstützen also bei der Einhaltung der vorgeschriebenen Grenzen in Form einer vertraglichen Festlegung.

Zu hinterfragen ist die Bedeutung der Natur im postkolonialen geopolitischen Kontext. Bruno Latour schreibt in *Krieg der Welten*, dass die *von der Vernunft anerkannte Natur* als das global Einheit schaffende

Werkzeug des Friedens *nicht ganz fair* eingesetzt wurde.²⁵ Nach Latour verfügt nämlich der Westen über einen privilegierten Zugang zur Natur. Brauchen wir also eine Natur jenseits der (westlichen) Vernunft? Eine Natur, die sich von Hegemonien befreit oder zumindest das Feld liefert, sich zu befreien, indem sie die Ruinen (der Moderne) völlig wertfrei ihrem Bedürfnis entsprechend einnimmt? Im Fall der Nationalparks wird darum gekämpft, die Krise der Natur abzuwenden und die dringliche Erhaltung der Arten zu gewährleisten. Krise und Konflikt ermöglichen es, anerkannte Regeln außer Kraft zu setzen und neue Nutzungen und ihre räumlichen Veränderungen zu etablieren. Sie bringen spezielle räumliche Typologien hervor, die je nach Motiven und Handlungsweisen der Gruppen unterschiedlich formuliert werden.



Malva sylvestris
Wild-Malve

Jede Malvenform kann vielfach eingesetzt werden: die Wurzeln im Herbst als Beigabe zu Suppen zum Andicken; Blätter und Triebe im Frühjahr als Beigabe zu Gemüsen, Blüten als essbare Dekoration oder Tee; die unreifen Früchte von August bis September als rohe Knabberei zu Salaten oder Gemüsegerichten; Blütenknospen als falsche Kapern in Salz und Essig eingelegt. Heilmittel: Blätter bis Oktober sammeln; Umschläge aus ausgekochten Blättern lindern das Gerstenkorn. Einschleuserpflanze für Natrium. Färbemittel in der Lebensmittelindustrie. Malven-Sauce: Zwiebel in Öl anrösten, ca 1/5kg Malvenblätter klein schneiden und hinzufügen, mit wenig Wasser aufgießen und auf kleiner Flamme zu einem Brei einkochen. Wenn er zu dick wird, Wasser zugeben, mit Salz, Pfeffer und Muskatnuss würzen; schmeckt gut zu Erdäpfeln.

Appendix



Hieracium pilosella - Gewöhnlich-Mausohrhabichtskraut

Humulus lupulus - Echt-Hopfen

Hypericum perforatum - Echt-Johanniskraut

Lactuca serriola - Kompass-Lattich

Leonurus cardiaca - Echt-Löwenschwanz, Herzgespann

Lepidium virginicum - Virginien-Kresse

Malus domestica - Kultur-Apfel

Malva sylvestris - Wild-Malve

Matricaria chamomilla - Echt-Kamille

Matricaria discoidea - Strahlenlose Kamille

Medicago sativa - Echt-Luzerne

Melilotus albus - Weiß-Steinklee

Melilotus officinalis - Echt-Steinklee

Oenothera biennis - Gewöhnliche Nachtkerze

Papaver rhoeas - Klatsch-Mohn

Parthenocissus inserta - Gewöhnlich-Jungfernrebe, Gewöhnlicher „Wilder Wein“

Paulownia tomentosa - Blauglockenbaum, Paulownie

Plantago major - Breit-Wegerich

Poa artificialis - Kunstrasen

Polygonum aviculare - Gewöhnlich-Vogelknöterich

Populus alba - Silber-Pappel

Populus nigra „Italica“ - Spiralgalle an Pyramiden-Pappel

Populus x canadensis - Hybrid-Pappel

Prunus domestica - Pflaume „Kriecherl“

Prunus persica - Weingartenpfirsich

Quercus robur - Stiel-Eiche

Robinia pseudacacia - Gewöhnlich-Robinie, Scheinakazie

Rosa canina - Hunds-Rose

Rubus armeniacus - Armenien Brombeere

Rubus caesius - Auen-Brombeere, Kratzbeere

Rubus idaeus - Himbeere

Salix caprea - Sal-Weide

Sambucus nigra - Schwarz-Holunder

Sedum acre - Scharf-Mauerpfeffer

Sedum kamtschaticum - Kamtschatka-Mauerpfeffer

Senecio vulgaris - Gewöhnlich-Greiskraut

Silene vulgaris - Blasen-Lichtnelke, Klatschnelke

Solanum dulcamara - Bittersüß-Nachtschatten

Solanum lycopersicum - Paradeiser

Solanum nigrum - Schwarz-Nachtschatten

Solidago canadensis - Kanada-Goldrute

Symphytum officinale - Echt-Beinwell

Taraxacum officinale - Wiesen-Löwenzahn

Trifolium repens - Kriech-Klee, Weiß-Klee

Trifolium pratense - Wiesen-Klee, Rot-Klee

Tripleurospermum inodorum - Geruchlos-Ruderalkamille

Tripleurospermum perforatum - Geruchlose Kamille

Tussilago farfara - Huflattich

Urtica dioica - Groß-Brennnessel

Verbascum densiflorum - Großblüten-Königskerze

Verbena officinalis - Echt-Eisenkraut

Vitis vinifera - Echt-Weinrebe

Biographien

Ursula Brosch arbeitet seit 1985 als Vertragsassistentin am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Graz. Neben Forschungs- und Lehrtätigkeit ist sie Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit und Vorstandsmitglied der Gesellschaft der Freunde des Botanischen Gartens.

Magdalena Verena Felice geboren 1968 in Regensburg, Deutschland. Studium der Kunstgeschichte (Schwerpunkt Kunst der Moderne und Gegenwart) und Kunstvermittlung in Graz. Seit 1991 Mitarbeit in Museen, an Ausstellungen und in diversen Kunst- und Kulturprojekten (Konzeption, Organisation und Durchführung), Autorin wissenschaftlicher Publikationen. 1994-2000 Teil des Kernteams von seegang Verein für kulturelle Interaktion im Kunstbereich in Graz. Seit 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum Moderner Kunst Kärnten, Klagenfurt.

Heimo Halbrainer Historiker und Ausstellungskurator in Graz, Leiter von CLIO – Verein für Geschichts- und Bildungsarbeit, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Jüdische Studien der Universität Graz.

Eva Maria Hierzer ist angehende Architektin aus Graz und beschäftigt sich mit sozial-interaktiven Entwicklungsprozessen durch basisdemokratische Gestaltung, Verwaltung und Organisation von Stadtquartieren und Vierteln durch die Nutzenden, anhand von Beispielen informeller Stadtnutzung und Gestaltung kollektiver Hausbesetzungen und selbstverwalteter besetzter Sozial- und Kulturzentren in Europa (Schwerpunkt Spanien).

Reni Hofmüller geboren am 19. Juni 1966. 1989 Übersiedlung nach Graz. Künstlerin, Musikerin, Komponistin, Aktivistin, Organisatorin, Kuratorin. Leitet den Kunstverein ESC, ist involviert in Freies Radio, hat diverse Organisationen mitgegründet, interessiert sich für freie Soft- und Hardware und engagiert sich für Public Domain in allen Bereichen.

Lisa Maria Köck ist Schülerin der HLW Schrödinger.

Brigitte Kratzwald ist Sozialwissenschaftlerin und politische Aktivistin. Sie beschäftigt sich mit alternativen Wirtschaftsformen, wie Solidarischer Ökonomie und Commons. www.common.at, kratzwald.wordpress.com, www.gemeingueter.de

Verena Kuni ist Kunst-, Medien- und Kulturwissenschaftlerin, Kuratorin und Professorin für Visuelle Kultur an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Forscht und lehrt seit 1996 an

Universitäten und Kunsthochschulen. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich u. a. mit Transfers zwischen materialen und medialen Kulturen; Medien der Imagination; Technologien der Transformation; DIY-Kulturen; Urbanen Biotopen; Spiel, Spielen & Spielzeug. Zahlreiche Publikationen (print & online) zu Kunst und Medien in ihren gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Formationen.

Renate Mihatsch ist Architektin und Künstlerin. In ihrer Arbeit beschäftigt sie sich mit Fragen zu Mobilität und Immobilität, Navigation und Desorientierung, Wissen und Vergessen. Kürzlich erschien ihre erste kleine Publikation *Taking FROM Leaving IN Moving ON – mapping Urban Nomadism*, Revolver Publishing, Wien 2011.

Walther Moser geboren am 14. April 1971. Dilettant, in permanenter Nicht-Aus / Bildung. Befragungen der Definitionen von Welt. Mittel der Wahl: Radio / Kultur / Wissenschaft. Studiert immer wieder Geschichte (Oral History, Aussereuropa). Betreuer für Jugendliche in Krisen. Radio Helsinki: Entwicklungspolitik (COCOYOC), Wissenschaft, Weiterbildung.

Nicole Pruckermayr lebt seit 1995 in Graz. Studium der Biologie, Studium der Architektur. 2004 Diplom der Architektur. Derzeit Arbeit an einem Doktorat im Bereich Visuelle Kultur und Kunstanthropologie. Seit 2004 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Zeitgenössische Kunst / TU Graz. Mit Raum, Ort, Menschen und menschlichen Körpern denkende und arbeitende Künstlerin.

Wolfgang Reinisch geboren 1968 in Graz, arbeitet in den Bereichen Architektur, Netzwerk, Gestaltung im technischen Kontext und Vernetzung der Gesellschaft.

Karin Reisinger geboren 1978, studierte Architektur in Wien. Seit 2009 arbeitet sie am Institut für Kunst und Gestaltung an ihrer Dissertation. 2011 verbrachte sie mehrere Monate am Centro de Informação Geográfica der UCM in Beira, Mosambik.

Helene Thümmel geboren am 3. Dezember 1990 in Graz. Studiert zur Zeit Architektur, Künstlerin, beteiligt sich an verschiedenen Kunst- und Theaterprojekten.

Margit Zötsch geboren in Graz 1977. Biologin, Kräuterpädagogin, Landwirtin, Fotografin. „Mein Ziel ist, die Grundsätze und Prinzipien des Lebens zu erkunden, zu verstehen und umzusetzen.“

Abbildungsnachweis

- Abb. 00** Cover, Renate Mihatsch
- Abb. 01** Flüchtige Flächen, Renate Mihatsch
- Abb. 02** Skizzenheft, Walther Moser
- Abb. 03** Sammlung, Renate Mihatsch
- Abb. 04** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 05** Sammlung, Renate Mihatsch
- Abb. 06** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 07** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 08** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 09** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 10** Sammlung, Renate Mihatsch
- Abb. 11** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 12** Sammlung, Renate Mihatsch
- Abb. 13** Sammlung, Renate Mihatsch
- Abb. 14** Skizzenblatt, Walther Moser
- Abb. 15** Zeichnung, Helene Thümmel
- Abb. 16** Zeichnung, Nicole Pruckermayr
- Abb. 17** Zeichnung, Helene Thümmel

Meine allerliebste Gsettn Student*innen des IZK

Man muss nur die Augen offen halten Schülerinnen der HLW Schrödinger

Inseln am Festland Karin Reisinger

NichtBaudokumentation Wolfgang Reinisch. Während einer 4-monatigen Pause zwischen Abbruch und Baubeginn zeichnete eine Webcam die Entstehung einer temporären Gsettn auf. Messe Graz, Neubau Halle A, April bis August 2006.

Herbarpflanzen Das Herbarium wurde von Nicole Pruckermayr und Reni Hofmüller mit der tollen Unterstützung von Ursula Brosch am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Graz erstellt und von Renate Mihatsch und Helene Thümmel digitalisiert.

NichtBaudokumentation



Literaturtipps

Brandes, Dietmar: *Ruderalvegetation – Dynamik ohne Grenzen?* Berichte der Reinhold-Tüxen-Gesellschaft, 19, S. 60-74, Hannover, 2007.

Ellenberg, Heinz: *Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen*. Ulmer Verlag, Stuttgart, 1978.

Fischer, Manfred A., Oswald, Karl & Adler, Wolfgang: *Exkursionsflora für Österreich, Liechtenstein, Südtirol*. OÖ Landesmuseen, Linz, 2008.

Umweltabteilung der Stadt Klagenfurt (Hg.): *Natur in Klagenfurt – Straßenpflanzen*. Klagenfurt, 2008.

Wittig, Rüdiger: *Ökologie der Großstadtfloa*. Uni-Taschenbücher 1587, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart, 1991.

Wiener Umweltschutzabteilung (Hg.): *Am Anfang war die Gstedt'n. Wiener Stadtwildnisflächen*. Wien, 2008.

Wiener Umweltschutzabteilung (MA 22), Naturschutz und Grünraum (Hg.): *Wildwuchs – Vom Wert dessen, was von selbst ist*. Wien, 2003

Wittig, Rüdiger: *Siedlungsvegetation*. Ulmer Verlag, Stuttgart, 2002.

Quellenangaben zu den Rezepten:

Das große Buch der Heilpflanzen. Apotheker M. Pahlow

Delikatessen am Wegesrand. Brigitte Klemme, Dirk Holtermann

Delikatessen am Wiesenrand. Brigitte Klemme, Dirk Holtermann

Delikatessen am Waldrand. Brigitte Klemme, Dirk Holtermann

Die Kräuter in meinem Garten. Siegrid Hirsch & Felix Grünberger

Enzyklopädie der essbaren Wildpflanzen, 1500 Pflanzen Mitteleuropas.

Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen. Christian Rätsch

Lexikon der Arzneipflanzen und Drogen.

Schriften der Cooperative Landschaft Nr 5: Gebrauchsgeschichten rund um Wildgemüse und Wildobst.

Wildkräuter und Wildgemüse. Brunhilde Bross-Burkhardt

Zauberpflanzen Hexenkräuter, Mythos und Magie heimischer Wildpflanzen.



Dank

Eingebettet in die Zeit- und Stadtforschungen des *Time Inventors' Kabinet* haben sich Menschen mit „Lücken im urbanen Raum“ auseinandergesetzt und in vielfältiger Weise zu dieser Publikation beigetragen.

Die zentrale Person für das Gelingen dieses wundervollen und intensiven Unterfangens ist Nicole Pruckermayr, Künstlerin, Kommunikatorin und unermüdliche Erforscherin ihrer Umgebung(en). Wolfgang Reinisch hat mit seinem Detailwissen über Graz immer wieder für Überraschungen gesorgt. Helene Thümmel hat mit großem Mut Orte erkundet und uns auch durch ihre Zeichnungen neue Blickwinkel eröffnet. Ursula Brosch ist mit der Neugier der Wissenschaftlerin mit uns durch die Gstettn gezogen. Renate Mihatsch hat sich mit den Tausenden Fotos herumgeschlagen und uns die Qual der Wahl abgenommen.

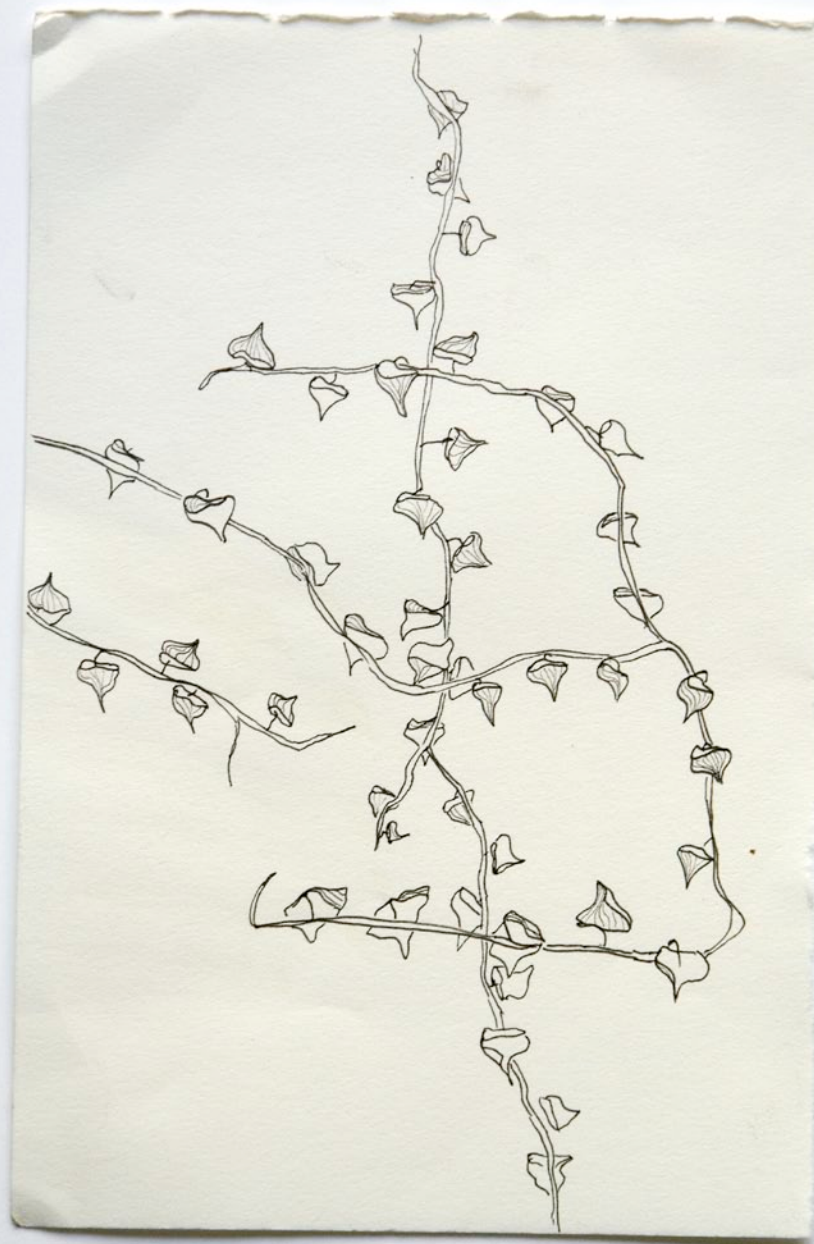
Die Autor*innen Magdalena Verena Felice, Heimo Halbrainer, Eva Maria Hierzer, Lisa Maria Köck, Brigitte Kratzwald, Verena Kuni, Walther Moser, Karin Reisinger und Margit Zötsch sowie die Studierenden von Nicole Pruckermayr am Institut für Zeitgenössische Kunst an der TU Graz und die Schülerinnen der HLW Schrödinger mit ihren beiden Professorinnen Margareta Petermandl und Brigitte Schlick haben diese unglaubliche Vielschichtigkeit von Gstettn in ihren Beiträgen eingefangen. Für die vielen gemeinsamen Streifzüge und das geduldige Lesen und Nachfragen auch ein Dank an IOhannes m. zmölnig, für letzteres auch an Ute Angeringer-Mmadu und Judith Lackner. Dank auch an Sabina Hörtner, die die Angewohnheit hat, Menschen beiläufig Bücher in die Hand zu drücken und damit ganze Welten zu öffnen.

Es waren noch weitere Personen an der Entstehung beteiligt: Gottfried Weissmann hat uns immer wieder besucht und seine Ideen mit uns geteilt, Wolfgang Demschner vom Stadtvermessungsamt, Referat für Geoinformation, hat mit uns die Stadt von ihrer kartografischen Seite entschlüsselt, Claudia Gerhäuser vom Institut für Raumgestaltung an der TU und Silvia Körbitz haben ihre Recherchen mit uns geteilt, Doris Psenicnik hat ihre Hilfe beim Recherchieren zur Historie der Niesenbergergründe eingebracht. Josef Schauer-Schmidinger von der Universität für angewandte Kunst Wien hat Tipps und Tricks zur Fotobearbeitung verraten und die Klasse Transmediale Kunst hat das passende Equipment zur Verfügung gestellt. Michael Grinschgl, Martin Schröttner, Burkhard Steurer und Martin Stampfl konnten uns mit Informationen aushelfen oder haben uns unterstützt.

Dank gebührt dem gesamten Team der ESC im LABOR, und den Menschen, die uns als Partner*innen und Freund*innen durch unsere Experimente begleiten und uns dadurch unterstützen, dass sie hinter uns stehen.

Reni Hofmüller, Graz im Frühjahr 2012

Und ganz besonders und im Speziellen ein großes Danke an dich Reni, für Alles und noch mehr!



Impressum

Herausgeber*innen: Reni Hofmüller, Nicole Pruckermayr, Wolfgang Reinisch
Redaktion: Reni Hofmüller, Nicole Pruckermayr
Lektorat: Julia Melcher
Gestaltung und Bildbearbeitung: Renate Mihatsch
Fonts: Minion Pro, Univers
Druck: Gugler, Melk
Papier: desistar, 80g Kern, 300g Umschlag
Printed in Austria

© 2012 der Texte und Werke bei den Autor*innen, Künstler*innen und Fotograf*innen



Eigenverlag: ESC im LABOR, Jakoministraße 16/1, 8010 Graz
ISBN: 978-3-9503349-0-6

<http://gstettn.mur.at/>

Lücken im urbanen Raum – Forschungen über Zeit in der Stadt untersucht an Gsettn in Graz entstand zwischen Sommer 2010 und Frühjahr 2012 im Kontext von *Time Inventors' Kabinet*, einem internationalen Projekt zur Auseinandersetzung mit Zeit.

Realisiert mit Unterstützung von:
Kulturamt der Stadt Graz, Landeskulturreferat Steiermark, BMUKK
This project has been funded with support from the European Commission.

ESC

OKNO



Ich glaube kaum, dass einer meiner Leser bei dem, was Sophiechen sah, etwas Ungewöhnliches finden wird, aber für sie, die eben in der großen Stadt *Norm* lebte, war es etwas, das sie einfach noch nie zuvor gesehen hatte.

Die endlose lange Reihe der immer gleichen Wohnblocks, die sich schnurgerade von einem Horizont zum anderen erstreckte, war nämlich plötzlich an einer Stelle unterbrochen. Dort fehlte ein Haus. Stattdessen war dort ein leerer Platz, der von einem hohen Bauzaun aus rohen Brettern umgeben war.

Was um alles in der Welt mochte hinter diesem Zaun sein?

Sophiechen näherte sich neugierig und spähte nach einer fehlenden Planke oder einem Astloch aus, durch das man einen Blick hineinwerfen konnte. Langsam wanderte sie um das ganze Geviert herum, aber sie wurde enttäuscht. Nirgends war eine solche Stelle.

Als sie schon fast zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekommen war, entdeckte sie schließlich ein hohes Brettertor, auf dem ein Schild mit folgender Aufschrift befestigt war:

!Achtung!
Dieses Grundstück gehört niemand.
Niemand ist befugt, es zu betreten.
Für Unfälle haftet niemand.
Rehmot, Groß-Planer.

Errata

Die abhandengekommenen Fußnoten wurden in der digitalen Version in den Text eingefügt. Entsprechende Anmerkungen wurden hier zusammengefasst.

Anmerkungen zu „Gras drüber wachsen lassen“ von Heimo Halbrainer, Seiten 73-77

1. Maja Haderlap, *Engel des Vergessens*, Göttingen 2011, S. 142.
2. Allgemein zu den Verbrechen in der Endphase: Heimo Halbrainer/Gerald Lamprecht/Ursula Mindler (Hg.), *NS-Herrschaft in der Steiermark. Positionen und Diskurse*, Wien-Köln-Weimar 2012. Hier v.a. die Beiträge von Heimo Halbrainer und Eleonore Lappin-Eppel.
3. „Wir geloben, die Schuld zu tilgen“, in: *Neue Steirische Zeitung*, 29.5.1945.
4. Martin Polaschek, *Im Namen der Republik Österreich! Die Volksgerichte in der Steiermark 1945 bis 1955*. 2. Aufl., Graz 2002, S. 38; Heimo Halbrainer/Martin Polaschek, „NS-Gewaltverbrechen vor den Volksgerichten Graz und Leoben“, in: Heimo Halbrainer/Claudia Kuretsidis-Haider (Hg.), *Kriegsverbrechen, NS-Gewaltverbrechen und die europäische Strafrechtswissenschaft von Nürnberg bis Den Haag*, Graz 2007, 236-250.
5. Dieter Stiefel, *Entnazifizierung in Österreich*. Wien-München-Zürich 1981
6. Oliver Rathkolb, „NS-Problem und politische Restauration: Vorgeschichte und Etablierung des VdU“, in: Sebastian Meissl/Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb (Hg.), *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945-1955. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst Wien. März 1985*, Wien 1986, S. 73-99.
7. Robert Knight (Hg.), *„Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.“ Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945-52 über die Entschädigung der Juden*, Frankfurt am Main 1988.
8. Eva Holpfer, „Österreichische PolitikerInnen und Naziverbrechen. Die Auseinandersetzung betreffend die Ahndung von NS-Verbrechen im Plenum des österreichischen Nationalrates zwischen 1945 und 1957“, in: Heimo Halbrainer/Martin F. Polaschek (Hg.), *Kriegsverbrecherprozesse in Österreich. Eine Bestandsaufnahme*, Graz 2003, S. 33-44; Brigitte Bailer-Galanda, *Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung. Die Republik Österreich und das in der NS-Zeit entzogene Vermögen*, Wien-München 2003.
9. „Proklamation über die Selbständigkeit Österreichs“, in: *Staatsgesetzblatt für die Republik Österreich*, Nr. 1/1945.
10. Heimo Halbrainer, „Das „vergesene“ KZ-Außenlager“, in: *Falter* (Steiermark), 36/2006, S. 6.
11. Peter Gsetzner, *Erinnern an das Vergessen. Gedenkstättenpädagogik und Bildungspolitik*, Klagenfurt 2012, S. 183.
12. Heimo Halbrainer/Christian Ehretreiber (Hg.), *Todesmarsch Eisenstraße 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen*, Graz 2005.
13. „Mahnmal in Gleisdorf für die Opfer des Todesmarsches“, in: *korso*, Oktober 2008; „In St. Anna am Aigen errichten Jugendliche ein Denkmal für ungarische Juden“, in: *Kleine Zeitung* (Südsteier), 25.10.2008; „Zeichen der Erinnerung. Im Fürstenfelder Stadtpark wurde eine Gedenkstätte an den Todesmarsch ungarischer Juden im März 1945 errichtet“, in: *Kleine Zeitung* (Südoststeier), 25.10.2007; Heimo Halbrainer, *Nazi-Opfer in Graz. Verscharrt und vergessen*, in: *korso*, Dezember 2005.
14. „Gedenktafel für Opfer des Nazi-Regimes“, in: *Kleine Zeitung* (Mürztal) 21.6.1992; „Mahnmal für NS-Opfer in der LSF Graz“, in: *korso*, April 2006; „Ver-rückt, vernichtet & verdrängt. Bundespräsident eröffnet Mahnmale bei Gedenkfeiern für Naziopfer im Feldhof und Peggau“, in: *Kleine Zeitung*, 25.3.2006.
15. „Gedenktafel in Aflenz“, in: *Wagna Heute*, Juni 1989.
16. Institut für Kunst im öffentlichen Raum Steiermark (Hg.), Helmut & Johanna Kandl: Wächterhaus; „Terror und Erinnerung: Ein Gedenkzeichen für das ehemalige Konzentrationslager Aflenz bei Leibnitz“, in: *Der neue Mahnruf*, 7-8/2009.
17. <http://www.gedenkstaette-bretstein.at/>

Anmerkung zu „Perpetuum mobile oder vom Wert des Wertlosen“ von Brigitte Kratzwald, Seite 89

1. Diese Überlegungen stammen aus einem Mailwechsel mit Wolfgang Hoeschele, dem Autor des Buches *The Economics of Abundance. A Political Economy of Freedom, Equity, and Sustainability*, Gower publishers, London 2010

Anmerkungen zu „Inseln am Festland: Mega-Gstettn Nationalparks“ von Karin Reisinger, Seiten 101-107

1. <http://www.unep.org/pdf/un-list-protected-areas.pdf>
Stand 3.12.2011. IUCN The World Conservation Union, UNEP World Conservation Monitoring Center (2003): *United Nations List of Protected Areas*, S. vii, S.1.

2. Žižek, Slavoj (2008): „Censorship Today: Violence or Ecology as a new Opium for the Masses?“ In *Volume 18*, Stitching Archis, Belgien, S. 42-54.

3. Zum Beispiel: Vor der Entdeckung durch die Europäer lebten verschiedene Indianerstämme im Gebiet des *Big-Bend-Nationalparks* in den USA. Diese verdrängten einander wechselseitig. Die Comanche-Krieger, die von hier aus Raubzüge unternahmen, stoppten den Vormarsch der Spanier auf ihrer Suche nach Gold, Silber, bestellbarem Land und indianischen Sklaven. Um 1700 wurden „Presidios“, eine Kette von Forts, errichtet, um die Nordgrenze Mexikos zu schützen. Nach dem USA-Mexiko-Krieg erfolgten militärische Aufklärungsmissionen, befestigte Stationen wurden errichtet, um die Siedler vor indianischen Übergriffen zu schützen.

4. <http://www.np-plitvicka-jezera.hr> und <http://www.plitvicer-seen.de/geschichte.php>
Stand 9.12.2011.

5. <http://www.smh.com.au> Artikel vom 1.8.2007, Stand 9.12.2011.

6. Die Informationen über diesen Nationalpark wurden zum Großteil in der Zeit von Juni bis November 2011 durch Forschungen in Mosambik gesammelt.

7. Eine Königliche Gesellschaft mit Kapital aus dem Vereinigten Königreich, Südafrika und Deutschland.

8. Rosinho, Armando: „Alguns Dados Históricos sobre o Parque Nacional da Gorongosa.“ In Borges Coelho, Joao Paulo (Oktober 1989): *Arquivo. Boletim do Arquivo Histórico de Moçambique* Nr. 6, Universidade Eduardo Mondelane (Maputo), S. 211-237.

9. http://www.gorongosa.net/en/page/golden_years/
golden-years, Video unter <http://www.gorongosa.net/video/gallery/all/mastervideogallery>, Stand 18.12.2011.

10. Hier sind die Angaben aber widersprüchlich, manche behaupten, dass sich die FRELIMO während extremer Nahrungsmittelknappheit nach dem Bürgerkrieg Supermarkt-mäßig vom Tierbestand bedient hat und diese Zeit stärkere Reduzierungen des Tierbestandes zur Konsequenz hatte als die Bürgerkriegszeit selbst.

11. Interview mit Regina Cruz, IUCN, arbeitete vormals für den Nationalpark Gorongosa. Maputo, 29.8.2012.

12. Ein Beispiel ist die *Vinho Comunidade* im Süden des Nationalparks, in der die Größe der Community stark anstieg, nachdem im Dorf Klinik und Schule gebaut wurden.

13. Ein *Regulo* ist der traditionelle Vorstand der *Comunidade*, die in etwa einem Dorf entspricht.

14. Interview mit Regulo Muana Ndimie, Nhansore, Mazamba, 4.11.2011.

15. Theodore Roosevelt (1903): „The old wilderness scenery and the old wilderness life are to be kept unspoiled for the benefit of our children’s children.“ In Heacox, Kim (2001): *An American Idea, The Making of National Parks*, Washington, National Graphic Society, S. 4.

16. Frederick Law Olmstead, Vorsitzender der Yosemite Commission, 1864: „It is the will of the nation, that this scenery shall never be private property, but that like certain defensive points upon our coast it shall be held solely for public purposes.“ In Heacox, Kim (2001): *An American Idea, The Making of National Parks*, Washington, National Graphic Society, S. 123.

17. Interviews in Beira, Mosambik (Munhava Matope und Macuti Miquejo), 22. und 24. 8. 2011. Ich wurde wiederholt gebeten, für die BewohnerInnen dieser Stadtviertel eine Fahrt in den ca. 250 km entfernten Nationalpark zu organisieren.

18. Latour, Bruno (2011): „No one has ever lived in nature.“ Aus dem Vortrag *May Nature be Recomposed? A Few Questions of Cosmopolitics*, Vortrag im Nobel Museum, Stockholm, 11.5.2011.

19. Deleuze und Guattari sprechen in *Tausend Plateaus* von der „Kraft der Meute“ und wie sie das Werden fördert. Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus*, Berlin, Merve Verlag, S. 326-329.

20. Interview mit Gregory C. Carr, Carr Foundation, im Chitengo Camp, 10.11.2011.

21. Chris Hailey unterteilt in seinem Camp-Guide die 104 beschriebenen Camps in die Kategorien Autonomie, Kontrolle und Notwendigkeit: Hailey, Chris (2009): *Camps: A Guide to 21st-century Space*, Massachusetts Institute of Technology.

22. Die Kreuzfahrt können sich aber nur manche leisten.

23. Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer: Die Souveränität der Macht und das nackte Leben*, Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, S. 118.

24. Das wird von einem Stellvertreter/einer Stellvertreterin jeder neu angekommenen touristischen Gruppe auf der *Guest Registration* unterzeichnet.

25. Latour, Bruno (2004): *Krieg der Welten – wie wäre es mit Frieden?* Berlin, Merve Verlag, S. 17.





Eine Gstettn ist eine Gstettn ist eine Gstettn.

Am Anfang von *Lücken im urbanen Raum* stand eine Sammlung von Gstettn in Graz. Am Ende umfasst diese Publikation eine Annäherung an das Phänomen Gstettn, die weitreichender ist als eine Liste temporärer Vergänglichkeiten. Es ist ein Versuch kulturelle und soziale Bedeutung, sowohl innerstädtisch als auch auf einer abstrakteren Ebene fassbar zu machen. Spontan, geplant oder gewollt, genauso wie sie entstehen kann, so kann man sich auf ihr treffen und ihr begegnen – der Gstettn.